P.o.germ.
2031
l(5

P. o. germ. 2031 l/5

<36634556070013 S
<36634556070013
Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 2031 b

P. o. germ. 2031 b/5

Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Sieben und fünfzigster Band.

Johann Georg v. Zimmermann.

Fünfter Theil.

Familien=Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Sieben und fünfzigster Band.

Ueber die Einsamkeit.

Von

Johann Georg v. Zimmermann.

Fünfter Theil.

F. M. J. Rehse Archiv und Museum f. Zeitgeschichte München

Hildburghausen und Amsterdam.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1843.

Gso. 38854

Familien-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden.

Sieben und fünfzigster Band.

[illegible]

3 / 7 9 51
Copy___

J. J. Rehse
Archiv und Museum f. Zeitgeschichte
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Johann Georg v. Zimmermann.

Fünfter Theil.

Hildburghausen und Amsterdam.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1843.

Ueber die Einsamkeit.

Fünfter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Elftes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

(Fortsetzung.)

Freunde, die das Schicksal getrennt hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da, wo nichts dieses süße Andenken stört, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit, in die man durch das Gewirre des Lebens und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beisammenseyn der zärtlichsten Gemüther weniger mild. Man denkt in diesen unglücklichen Augenblicken nur an das, was man sich heute nicht ist und nicht an das, was man in jeder großen Angelegenheit des Lebens sich war, auch noch jetzt und immer sich seyn würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süße

Lebensfreude geht darüber verloren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Mißvergnügen und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so mild in mein Herz wirkt. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verhehlt mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freilich ist das eine Folge unserer zwanglosen Freimüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und Alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem Genusse immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geschieht dies alsdann nicht, wenn Jeder seinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, sondern von den Stacheln seines eigenen Lebens geneckt, nun wieder neckt und Stunden hindurch immer gereizt bleibt und immer reizt. Aber wie verschwindet dies Alles in der Einsamkeit, die das Andenken aller Geliebten unserer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet, was nicht gegenwärtiger Freundschaftsgenuß war. Sicherheit, Festigkeit und erprobte Treue steigen da wieder zu dem hohen Range, den sie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles ist jetzt Einklang; ich verstehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundin verstanden. Die lieben Unsichtbaren umschweben mich bei jedem Gedanken und jeder Empfindung, die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das sie

auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Trostreich ist es auch für das Herz, daß Einsamkeit uns Freunde finden läßt, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt und für die wir nie vergeblich unsere Arme ausstrecken.

Petrarcha's Freunde schrieben zuweilen an ihn, um sich zu entschuldigen, daß sie ihn nicht besuchen. Unmöglich kann man bei dir leben, sagten sie, das Leben, das du zu Vauclüse führst, ist der menschlichen Natur zuwider. Du sitzest im Winter wie ein Kauz bei deinem Feuer. Im Sommer läufst du unaufhörlich in den Feldern herum. Selten findet man dich sitzend im Schatten eines Baums. Petrarcha verlachte diese Vorstellungen. Er sagte: diese Leute betrachten die Vergnügungen der Welt als ihr höchstes Gut; sie begreifen nicht, daß man dem entsagen kann. Ich habe Freunde, deren Gesellschaft mir höchst angenehm ist. Sie sind aus allen Ländern, aus allen Jahrhunderten. Sie haben sich im Kriege hervorgethan in Staatsgeschäften und in den Wissenschaften. Es ist leicht, mit ihnen fertig zu werden; sie stehen mir immer zu Diensten. Ich lasse sie kommen, und schicke sie wieder weg, so oft ich will. Sie sind nie verdrießlich, und antworten mir auf alle meine Fragen. Einige erzählen mir alle Begebenheiten verflossener Zeiten. Andere entdecken mir die Geheimnisse der Natur. Andere lehren mich wohl zu leben und ruhig zu sterben. Andere verjagen durch ihre Munterkeit meinen Kummer, und belustigen mich durch ihren Witz. Andere machen meine Seele fähig, Alles zu dulden und Nichts zu wünschen; und lehren mich, mich selbst ertragen. Kurz, sie öffnen mir den Weg zu allen Wissenschaften und Künsten, und ich ver=

lasse mich auf sie in jeder Noth. Zur Vergeltung für so große Dienste verlangen sie nichts, als ein wohlverschlossenes Zimmer in einer Ecke meines kleinen Hauses, wo sie vor dem Wurm in Sicherheit sind. Endlich nehme ich sie auch mit mir auf die Felder, deren Stille ihnen besser gefällt, als der Tumult der Städte.

Liebe, die dem Herzen doch Alles ist, scheint einen großen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf.

Liebe gesellt sich gern zu allen Blicken in die schöne Natur. Zärtliche Weiber fühlen Liebe bei jeder schönen Aussicht, so wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz schmelzt viel leichter in stillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede starke Erschütterung wirkt in dem Menschen immer am meisten auf den gebrechlichsten Theil, also trifft in der weiblichen Seele jeder Enthusiasmus immer früher oder später das Herz.

Weiber sind gewiß zärtlicher, als wir, im reinen Genusse des Landlebens. Sie fühlen viel besser die Schönheit einsamer Spaziergänge und waldiger Schatten, mit sanfterm Erstaunen die Größe und Schönheit der Natur. Manches Herz ergibt sich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar schien in der Stadt. Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling. Was ist der Liebe ähnlicher, sagt ein großer deutscher Philosoph, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rousseau fand die Freude, mit welcher er die ersten Knospen kommen sah, unaussprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferstehung

im Paradiese. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Anblick in's Grüne; für seine Augen waren die Reize seiner Geliebten und die Anmuth des Frühlings eins. Sein lange bedrücktes Herz erweiterte sich auf einmal bei einer schönen Aussicht; er athmete im Baumgarten seine Seufzer leichter aus.

Verliebte sind nirgends so gern, wie im Stillen. Sie suchen Ruhe an einsamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es sich ihnen der Mühe verlohnt, zu leben. Was kümmern sie sich um Alles, was in Städten vorgeht, um Alles, was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkele Kammern, schwarze Tannenwälder, stille Seen, in die sie ihre Gedanken versenken, sind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen ist eben so wohl in hohen waldigen Schatten und bei dem schaurigen Geschrei der Adler, als auf Fluren, wo eine einsame Hirtin ihrem Säugling die Brust reicht, indem ihr Geliebter neben ihr seinen harten Bissen Brod bricht, und glücklicher ist, als ihr Alle. Alles Erhabene, alles Schöne und alles Milde fühlt ein Mann von Geist besser, wenn er verliebt ist. Nichts in der Welt gibt so viel Geist, wo auch keiner ist, wie Liebe.

Die süßesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach, das erste Erröthen, der erste kleine Händedruck, der erste Zorn über eine unerwartete Störerin, oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süßen Unterredungen, dies Alles sind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man, die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es gibt Fächer in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stoßt ihr die Thür nur ein wenig auf, so stürzt Alles heraus. So geht's mit der ganzen Reihe unserer ju=

gendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gern nachhängen. Ewig bleibt der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süße Augenblick, da beide Geliebten gewahr werden, daß sie sich lieben *).

Wer gern im Stillen über Liebe nachdenkt und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Herder sagt, er wisse nicht, welche Mythologie irgend eines asiatischen Volkes ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheile: es haben sich die Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung. So still=erhaben und so unaussprechlich edel liebte Wieland in seinen frühesten und feurigsten Jahren ein schönes, liebevolles und liebeathmendes Frauenzimmer in Zürich; denn dieser große Geist wußte wohl, daß das Geheimniß der Liebe auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer erstirbt. Ich fragte darum einst dieses Frauenzimmer: Mademoiselle, wann hat Wieland Sie zum erstenmal geküßt? Die schöne Zürcherin erwiederte mir: Wieland küßte mir zum erstenmal, am Ende des vierten Jahres unserer Bekanntschaft, die Hand.

*) Mit so klangvollen und harmoniereichen, so sanft, so zärtlich, so melodisch rührenden Worten hat Niemand das Andenken dieser geliebten Augenblicke dargestellt, wie Rousseau: Moments précieux et si regrettés! Ah! recommencez pour moi votre aimable cours; coulez plus lentement dans mon souvenir s'il est possible, que vous ne fites réellement dans votre fugitive succession.

Aber so paradiesisch wie Wieland ergreifen nicht immer junge einsame Mädchen die Bilder der Liebe. Aufmerksamer auf alle ihre Gefühle, weniger mit ihrer Metaphysik bekannt, und weniger zerstreut, empfinden sie im Stillen viel früher das nähere Streben nach Vereinigung der Wesen. Eine Dame von meiner Bekanntschaft lebte am Genfersee, einsam und abgesondert von der Welt. Sie hatte drei sehr liebenswürdige, sehr schöne, schwarzäugige Töchter; die älteste war vierzehn Jahre alt, die jüngste neun Jahre, als ihnen einst ein zahmer Vogel gebracht ward, der den ganzen Tag durch ihre Zimmer hüpfte. Die drei Kinderchen knieten nieder, und streckten stundenlang, unermüdet, dem Vogel ein Stückchen Biscuit auf dem Finger entgegen, in der Hoffnung, der liebe Vogel hüpfe ihnen dann auf den Finger; aber kaum hatte der Schelm sein Biscuit, so flog er weg. Der Vogel starb. Ein Jahr nachher sagte die jüngste Tochter zu ihrer Mutter: ach, der liebe Vogel, Mama, hätten wir doch wieder einen solchen Vogel! Nein, antwortete die älteste Schwester, was ich am meisten in der Welt wünsche, ist ein kleiner Hund! Wenigstens kann man ihn befühlen, liebkosen, auf seinen Knieen haben. Der Vogel war nichts, er saß auf dem Finger, und wir ergriffen ihn doch nicht. Ein kleiner Hund, welche Glückseligkeit!

Jene arme Nonne in Hildesheim, in deren Celle ich eine Hecke von Kanarienvögeln fand, vergesse ich nie; aber nie verzeihe ich mir auch die Sünde, daß ich überlaut lachte, als ich diese Hecke erblickte. Ach, dies war Natur, und wer kann der Natur widerstreben? Eine wahnwitzige Anwendung dieser Natur auf das Erhabenste aller Wesen ist hingegen die Mystik der Nonnen, diese himmlische Epilepsie der Liebe, diese Mißgeburt der Einsamkeit.

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen vom Gegenstande seiner Liebe weg, gern in die Einsamkeit geht. Wer erinnert sich nicht aus Rousseaus Bekenntnissen der Geschichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, blos um an sie zu schreiben? Rousseau erwiederte der Frau von Luxemburg, er wäre wohl dieser Mann auch gewesen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten gibt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr sagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts ist und nichts ausdrückt; nie so viel, als wenn man im Moment der äußersten Entzückung nur sich ansieht und völlig schweigt.

Liebe fühlt man nicht nur nirgends so stark, sondern nirgends drückt man sie auch so gut aus, wie in der Einsamkeit. Kein deutscher Weltmann malt seine Liebe für irgend eine unserer großen Stadtdamen so gut, wie jener hannöverische Dorfküster die seinige für ein junges, schönes Bauernmädchen. Sie starb. Der Küster setzte ihr auf dem Kirchhofe einen Leichenstein, und hat mit armseliger Kunst in denselben eine Rose eingehauen, und dabei die Worte: So war sie *).

---

*) Vor einigen Jahren erzählte ich diese Geschichte in dem hannöverischen Magazin. Unsere schönen Geister fanden sie läppisch; denn im Eingang dieser Erzählung hatte ich gesagt, das Monument dieser hannöverischen Bäurin sey vielleicht weniger groß, aber es habe mich doch gewiß eben so sehr gerührt, als der mir unvergeßliche Anblick eines der größten Meisterstücke der Bildhauerkunst, des Grabmals des Cardinals von Richelieu, in der

Unter den Felsen von Vauclüse, auch in noch weit einsamern Wildnissen, dichtete Petrarcha seine schönsten Lieder, um die Abwesenheit seiner Laura zu beweinen, oder über ihren Steifsinn sich zu beklagen. Nach der Meinung der Italiener schrieb Petrarcha besser für die Liebe, als alle Menschen in der Welt vor und nach ihm, in griechischer, lateinischer und toskanischer Sprache. Ach, diese leise und reine Herzenssprache, sagen sie, kannte Niemand, als Petrarcha, und er verband mit den drei Grazien eine vierte, die Grazie der Rechtlichkeit. *)

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden auf alten romantischen Schlössern und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft, oft den höchsten Flug der Schwärmerei. Religion, Liebe und Melancholie machen da das erhabenste und grillenhafteste Gemengsel von Empfindungen im Herzen und Ueberspannung im Kopfe. Der schmachtende Jüngling nimmt den Text zu seiner ersten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlangt, daß seine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts seyn könne, als ewige Melancholie, indem er sich erstechen will aus Liebe,

---

Kirche der Sorbonne zu Paris. Richelieu sinkt da sterbend nieder; eine Muse ringt sich zu seinen Füßen; über ihm steht die Religion und hebt mit einer Majestät, die sich nicht beschreiben läßt, den Sterbenden in die Höhe. Dies ist unstreitig ein erhabener Anblick; der Anblick jener Rose ist mehr rührend und mild.

*) Man verzeihe mir dieses vielbedeutende hannöverische Wort, das nicht deutsch ist, aber wie mir deucht, dieses decorum und honestum hier am besten ausdrückt.

sieht ihre erhitzte Phantasie in ihm nichts, als das höchste Muster aller Vollkommenheiten. Beide Engel lieben sich auf dem uralten hohen Schlosse, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen sich lieben, nicht in Prosa möchte ich wohl sagen, sondern dythirambisch. Der geliebte Jüngling ist zwischen den Felsen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein sanfter, vernünftiger, gesitteter und lieber Jüngling; er ist ein Gott *). Ihr eigenes ganzes Wesen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem sanften, artigen Jüngling für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit. Gemein Verliebte vermengen freilich in jeder Entfernung ihr Daseyn, schreiben sich von jeder Poststation, ergreifen jede Gelegenheit, um von einander zu sprechen, oder sprechen zu hören; aber diese bis zur höchsten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame zieht alle Buttervöglein, alle gefiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzväter, alle Heiligen billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt, wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reißt die Welt aus ihren Angeln und die Sonne aus ihrer Asche, um zu beweisen, daß Alles recht ist, was sie thut und was sie will;

---

*) Quand la passion est à son comble, sagt Rousseau, elle voit son objet parfait. Elle en fait alors son idole; elle le plaçe dans le ciel; et comme l'enthousiasme de la devotion emprunte le language de l'amour, l'enthousiasme de l'amour emprunte aussi le language de la devotion. Il ne voit plus que le paradis, les anges, les vertus des Saints, les deliçes du sejour celeste.

und erschafft ein neues Evangelium und eine neue Moral für sich und ihren artigen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch leise Liebe sogar, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehrt am Ende doch den Menschen und macht ihn unglücklich. Mit einer einzigen Person beschäftigt, die wir über Alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlingt, fliehen und verschmähen wir gern die Welt. Aber wären wir auf immer getrennt von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung Alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unsers Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück, in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft, wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath, wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf und wir unvermögend waren, zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die Sehnsucht nach den fürchterlichsten Wüsten, nagten dann an unserm Herzen und trieben uns einsam auf den Fluren umher, fern von den Fußstapfen der Menschen. Und flöhen wir von der Elbe zum Genfersee, und suchten wir Freiheit in Westen und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: so wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit sich schleppt, der es verwundet.

Petrarcha erfuhr mehr als jemals die Schmerzen der Liebe in seinem neuen Aufenthalt zu Vauclüse. Nicht so

bald war er hingekommen, als ihn schon das Bild der Laura unaufhörlich verfolgte. Er sah sie allenthalben, zu allen Zeiten, unter tausend verschiedenen Gestalten. Dreimal, sagt er, erschien sie mir mitten in der Nacht bei verschlossenen Thüren vor meinem Bette mit einer zuversichtlichen, ihre Herrschaft verkündenden Miene. Die Furcht goß einen eiskalten Schauer durch meine Glieder. Mein Blut zog sich zurück aus den Adern zum Herzen. Wäre man damals mit einem Lichte gekommen, man hätte mich bleich gefunden, wie einen Todten und mit allen Zeichen des Schreckens auf meinem Gesichte. Noch vor der Morgenröthe stand ich zitternd auf von meinem Lager, verließ eilends mein Haus, mir war da Alles verdächtig, und kletterte auf den Gipfel der Felsen. Durch die Gehölze lief ich dann, sah mich von allen Seiten um, ob die Gestalt, die mich in meiner Ruhe gestört, noch hinter mir sey, mich noch verfolge? Sicher glaubte ich mich nirgends. In abgelegenen Oertern, wenn ich mir schmeichelte, ich sey da allein, sah ich sie oft hervorgehen aus dem Stamm eines Baumes, aus dem Becken einer Quelle, aus der Höhle eines Felsen, und was weiß ich, woraus Alles. Die Furcht machte mich unbeweglich; ich wußte nicht, was aus mir ward, oder wohin ich ging.

Bei solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arznei. Auch hat Ovid vortrefflich gesagt: vermeidet, ihr Verliebten, einsame Oerter, hütet euch, allein zu seyn; wohin fliehet ihr? nur im Gedränge seyd ihr sicher. Petrarcha erfuhr schon in den ersten Anfällen seiner Leidenschaft, wie vergebens es sey, die Liebe zu fliehen. Vergebens verbarg er sich in Felsen und Gehölzen. Keine Oerter waren so rauh und so wild, wo ihn die Liebe nicht verfolgte. Die kühle Quelle zu Vauclüse, das schattige Ge-

hölz, von welchem das kleine Thal, das zu dieser Quelle führt, damals umschlossen war, schienen ihm sehr geschickt, das Feuer zu mäßigen, welches ihn verzehrte. Die fürchterlichsten Einöden, die schwärzesten Wälder, die unzugänglichsten Berge waren sein angenehmster Aufenthalt. Aber die Liebe verfolgte ihn allenthalben, und setzte ihn nirgends in Sicherheit. Seine Seele flog immer nach Avignon.

Einsamkeit ist auch dann für die Liebe keine Arznei, wenn sie der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person für ein tugendhaftes Gemüth nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten Triebe der Seele gereizt. Der Anblick der geliebten Person unterdrückt in einem tugendhaften Gemüth jede Anwandlung verbotener Begierden; in der Entfernung glaubt man sich in Sicherheit und hält darum seiner Imagination nicht den Zügel. Einsamkeit zumal erhöht alle Bilder der Wollust, Alles, was Wünsche belebt und anfeuert; da fürchtet man nichts und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuschung fort, und dann wird Leidenschaft gefährlich.

Wollüstig brannte oft das Herz des Petrarcha an den Felsen von Vauclüse, wo er Ruhe suchte gegen Laura und die Liebe*). Aber er warf die schnöden Bilder weg, und

---

*) Man las in tausend Büchern, die jetzt Niemand liest, Petrarcha habe mit seiner Laura in Vauclüse gewohnt, und er habe aus seinem Hause nach dem Hause der Laura einen unterirdischen Gang sich gegraben. So glücklich war Petrarcha nicht. Laura war vermählt, und lebte mit ihrem Manne, Hugo von Sade, in

seine Liebe ward geistig, und glüht noch, mit himmlischer Reinheit, in seinen unsterblichen Liedern, die er unter jenen Felsen sang. Nur war die Stadt Avignon, wo Laura lebte, ihm zu nah, und er ging zu oft hin. Auch solche Liebe ist nicht Ruhe; sie ist ein Fieber der Seele, das mannichfaltige sehr bekannte Uebel dem Körper zuzieht. Aber wenn du liebst, und doch nicht regiert bist von der Liebe, so setze dich dort an's Wasser, und denke, daß Liebe, wie jener Fluß, zuerst brausend über Felsen herabstürzt, und dann doch sanft

---

Avignon, ihrer Geburtsstadt, wo sie auch starb. Elf Wochenbetten hatten sie so herunter gebracht, daß sie schon in ihrem fünf und dreißigsten Jahre ihre Schönheit verlor. Sie hatte dabei sehr vielen häuslichen Verdruß. Ihr Mann schätzte ihre Tugend und ihr gutes Verhalten nicht genug. Er war eifersüchtig ohne Ursache, und was gewöhnlich dem weiblichen Geschlechte am unausstehlichsten ist, eifersüchtig ohne Liebe. Petrarcha hingegen liebte die Laura zwanzig Jahre. Aber in ihrem Hause konnte er sie nicht besuchen, denn das litt ihr Mann nicht. Er sah seine schöne und geliebte Laura nirgends, als in Kirchen, auf Assembleen, auf öffentlichen Spaziergängen, und niemals allein. Ihr Mann verbot ihr sogar oft, mit ihren Freundinnen spazieren zu gehen, und wüthete fürchterlich, wenn sie es that. Hätte es auch die Laura wirklich nicht geschmerzt, daß man ihr das unschuldige Vergnügen so oft versagte, den Petrarcha zu sehen, der in einem fort Lieder für sie dichtete und der sein Leben blos durch diese Lieder erhielt, so nagte und peinigte sie doch das schlechte und unverdiente Verhalten ihres Mannes, und seine ewige Quälerei, und seine ewigen Verbote, und ihre unaufhörlichen Wochenbette kosteten ihr viele Thränen. Laura war geboren 1307 oder 1308, sie war drei oder vier Jahre jünger als Petrarcha, und starb an der Pest den 8. April 1348. Sieben Monate nach ihrem Tode war ihr Mann schon wieder verheirathet, und Petrarcha sogar starb erst im Jahre 1374.

und mild in der Ebene hinfließt zwischen Auen und stillen Schatten*).

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergibst unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrissen, wäre dir jetzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niedersetzen, als da, wo sie stand und wo sie ging, dann würden deine Thränen fliessen bis in den Tod. Trauren heißt Gott nicht ergeben seyn. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr ist, und nicht mehr seyn kann. Er sucht immer, und findet nie. Er lauscht, und hört nichts. Er glaubt, er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts, als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Rosen ab von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begießt sie, pflegt sie, liebelt mit ihnen und freut sich ihres sanften Geruchs; doch auch dieses letzte lebende Andenken vergeht, die Rose blättert ab und verdorrt. Aber hat man in der Einsamkeit lange genug sich gesträubt gegen die Scheidewand des Schicksals, hat man lange vergebens seine Arme ausgestreckt in leere Luft, hat man lange genug starr und hoffnungslos hingeblickt nach dem geliebten verschwundenen Schatten, oder sich vergebens gesehnt nach thränenfreiem Wiedersehn; dann übt man doch allmählig seine

---

*) Aus einer wilden schauerlichen Höhle in den Felsen von Vauclüse entspringt die Sorgue (la Sorgue), stürzt sich gleich vor der Höhle mit entsetzlichem Geräusche über die Felsen herab, fließt dann in der Ebene ruhig über die Tiefen hin, wird gleich schiffbar, windet sich durch verschiedene Arme nach Avignon, und fällt da in die Rhone.

Kräfte, trägt Unglück heroisch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuße einsamer Berge, in dunkeln, engen, schauerichten Thälern freust du dich jedes Sieges über dich selbst, und jedes Heldenschrittes in deinem Leben, besser, als über allen Menschenbeifall in vergoldeten Zimmern, und pflanzest da mit ungleich mehr Vergnügen, als die große Welt hat und gibt, deine Erbsen.

Liebe geht hingegen in Städten und im Weltleben in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen. Wer nun einmal keine Liebe mehr verlangt, wird sich auch keine Reize mehr wünschen; wird nach Nichts mehr seufzen, als nach Frieden und Ruhe; wird sich auf immer wegwenden von jeder Gefahr. Alles Glück der Liebe ist doch nur in ihrem Anfange Glück, und weiterhin immer Todesqual. Liebe verfeinert unser Vergnügen immer zu Schmerz. Nur Gleichgültigkeit kann zermalmte weibliche Nerven wieder stärken. Thränen sogar vertrocknen, die aus Mitleid flossen, wenn ein Herz, das oft für Andere schmolz, nun für sich selbst nichts mehr fühlt. Wunden, die jetzt noch jeden Augenblick bluten, schließt dann auch jeder Augenblick. Sanfte Tage folgen auf ruhige Nächte. Der Ueberrest des Lebens verfließt in halbem Vergnügen, denn die guten Damen sind zufrieden, wenn sie jetzt auch nur halb gefallen.

Aber die Kur ist alsdann auch nur halb gemacht, denn Liebe kann vergehen, und Koketterie stirbt nie. Ach, wie manche kluge Weltdame hat der Liebe entsagt, und doch ist ihr noch gar nicht gleichgültig, was man etwa von ihrem Gesichte, ihrer ganzen Figur, ihrem Anstande, und überhaupt von dem ganzen Eindrucke sagt, den sie macht. Gleichgül-

tig ist ihr freilich der leere Tändelkram der Welt und der Weiber, und darum fällt ihr auch nicht ein, hier einen kleinen Vorzug, dort einen kleinen Beifall zu erringen. Durch kleinen Tand wird ihre Seele nicht mehr beunruhigt. Sie ist nicht mehr gierig, Jedem zu gefallen, und Jeden zu fangen, aber eine edle und ihrer würdige Eroberung nimmt sie noch mit. Ueberhaupt ist keiner, auch nicht koketten Dame, keine Wirkung, von der sie die Ursache ist, ganz gleichgültig. Weib und Dame wollen doch zu jeder Zeit, an jedem Orte, in jedem Alter, immer nach Möglichkeit interessiren.

Eine deutsche Edelfrau sagte: ach, meine Tochter wäre ein treffliches Mädchen, wenn sie nur das verdammte Laster der Koketterie nicht hätte! Diese Edelfrau war im Irrthum; denn wenn man den Geist durch viele Gegenstände zerstreut, so neigt er sich mit weniger Hitze gegen Einen. Manche Dame, die sich wegen unglücklicher Liebe den Tod prophezeit, wird auch vielleicht nur darum eine Kokette, um nicht dieses ehrlichen Todes zu sterben.

Aber dies Alles taugt nichts in der Einsamkeit. Liebe und Koketterie gehen da in Gleichgültigkeit über, und die Hoffnung ist groß, sie ganz zu überwinden, wenn man mit der wahren Behandlung der Leidenschaften bekannt, seine Glückseligkeit sich gewöhnet, jetzt nur da zu suchen, wo man sie vorhin nicht gesucht hat. Dann entsteht allmählig wahre Gleichgültigkeit für die Welt. Aber solche Kuren gelingen nur an starken Seelen. Was diese unternehmen, hat Kraft, und nur solchen gibt Einsamkeit, was ihnen die ganze Welt mit aller ihrer Unterhaltung und Zerstreuung nicht zu geben vermag.

Es ist angenehm zu sehen und zu prüfen, wie Ueberwindung der Liebe dem guten Petrarcha gelang. Als er

vor Laura und seiner Liebe nach Italien sich geflüchtet hatte, thaten seine Freunde in Frankreich Alles, um ihn zu bewegen, nach Frankreich zurückzukehren. Einer von ihnen schrieb ihm: welch' ein Teufel besitzt dich? Wie konntest du ein Land verlassen, in welchem du deine Jugend verlebtest, und wo dir deine Schönheit, die du ehedem mit so vieler Sorgfalt blühend erhieltest, so viel Vergnügen brachte? Wie kannst du entfernt von deiner Laura leben, die du so zärtlich liebst, und die deine Abwesenheit betrübt?

Petrarcha antwortete: du verlierst deine Mühe, mein Entschluß ist, zu bleiben, wo ich bin. Hier bin ich vor Anker. Die Rhone mit aller ihrer hinreißenden Gewalt, und deine Beredsamkeit, ziehen mich hier nicht heraus. Um mich zu überreden, meinen Vorsatz zu ändern, stellst du mir die Verirrungen meiner Jugend vor Augen, die ich vergessen sollte; eine Leidenschaft, deren Qualen mich flüchtig gemacht haben, weil mir kein anderes Hülfsmittel blieb; die kleinen Reize einer vergänglichen Schönheit, mit der ich mich zu sehr beschäftigte. Es ist nicht mehr Zeit, an alle diese Thorheiten zu denken; ich habe sie hinter mir gelassen, und eile mit großen Schritten zum Ziele meiner Laufbahn. Wichtigere und ernsthaftere Gegenstände beschäftigen mich jetzt. Gott wolle nicht, daß ich mich nach deinen treulosen Rathschlägen wieder in die Netze der Liebe werfe, und ein allzubekanntes Joch mir wieder aufbürde! Dies schickte sich für meine Jugend. Jetzt erröthe ich, daß ich die Fabel der Welt bin, und daß ich sehe, wie man auf mich mit dem Finger zeigt. Ich betrachte alle deine Anträge, und Alles, was du mir sagst, um mich zu verführen, als eine Kritik meiner Sitten. Ergreift mich hier meine Liebe für die Einsamkeit wieder, so flieh' ich die Stadt, und irre auf den Fluren um-

her ohne Sorgen und Unruhe. Im Sommer setz' ich mich in Schatten auf einen grünen Rasen, oder an dem Ufer eines Flusses, und verspotte die Hitze Italiens. Kommt der Herbst, so flieh' ich in die Haine, im Gefolge der Musen. Dieses Leben scheint mir besser, als das Leben an Höfen, ein Leben von nichts als Ehrgeiz und Neid. Mit Freude trete ich auf italienischen Boden; die Luft ist mir hier heiterer und reiner. Endigt der Tod meine Arbeiten, so wird es ein großer Trost für mich seyn, mein Haupt in die Arme eines Freundes zu legen, der mit Zähren mir die Augen zudrückt, und dessen Hände mich begraben im Schoße meines Vaterlandes.

So schrieb Petrarcha, der Philosoph. Petrarcha, der Mensch, ging kurze Zeit nachher wieder nach Avignon, und dann ab und zu auch nach Vauclüse!

Mit der redlichsten Offenherzigkeit gestand Petrarcha selbst sein Schwanken zwischen Vernunft und Liebe. Er schrieb einst seinem Freunde, Wilhelm von Pastrengo, aus Vauclüse: da ich sah, daß es kein anderes Mittel mehr gab, mich zu heilen, als Avignon zu verlassen, entschloß ich mich dazu, ungeachtet der Bemühungen, die alle meine Freunde sich gaben, mich zurück zu halten. Ach, ihre Freundschaft machte mich nur unglücklich. Ich habe mich in diese Einsamkeit begeben, um einen Zufluchtsort gegen die Stürme des Lebens zu suchen, und eh' ich sterbe, hier noch ein wenig für mich selbst zu leben. Ich sah mich schon nah' an dem Ziele; ich fühlte schon mit einem außerordentlichen Vergnügen meinen Geist viel freier; das Leben, welches ich führe, - schien mir dem Leben der Seligen im Himmel ähnlich. Aber sieh', die Macht der Gewohnheit und der Leidenschaft; ich kehre oft, ohne Geschäfte in Avignon zu ha-

ben, in diese verhaßte Stadt zurück. Ich laufe selbst in die Netze, worin ich gefangen ward. Ich weiß nicht, welch' ein Wind mich aus dem Hafen, in dem ich mich befunden, in dieses stürmische Meer treibt, wo ich doch so oft Schiffbruch gelitten. Ich bin nicht sobald darin, als ich auf einem Schiffe zu seyn glaube, das der Sturm treibt. Ich sehe den Himmel im Feuer, das Meer erzürnt, und nichts um mich her, als Klippen. Der Tod schwebt mir vor Augen; aber was noch schlimmer ist, als der Tod, das gegenwärtige Leben wird mir zuwider, und ich fürchte das künftige.

Pastrengo antwortete wie ein Freund, der nicht nur wußte, was Petrarcha that, sondern der ihm auch wollte merken lassen, was er immer thun sollte. Mit Vergnügen, sagte er, vernehme ich, du habest die Thüren deines Gefängnisses zersprengt, deine Fesseln zerbrochen, deine Bande zerrissen; du seyst nach einem heftigen Sturm endlich in dem Hafen, nach dem du dich sehntest, und wo du ein ruhiges Leben führst. Ich sehe von hier aus Alles, was du den Tag über zu Vauclüse machst. Mit der ersten Morgenröthe, durch den Gesang der Vögel und durch das Gemurmel deiner Quelle erweckt, steigst du auf deine vom Thau benetzten Hügel, und erblickst von da unter deinen Füßen angebaute Länder, und vielleicht das Meer mit Schiffen bedeckt. Immer hast du deine Schreibtafel zur Hand, in die du jeden Augenblick deine Gedanken aufzeichnest. Wenn sich die Sonne über dem Horizont erhebt, so gehst du in dein kleines Haus, um eine mäßige Mahlzeit zu verzehren, und dann ruhig darauf zu schlafen. Um die große Hitze zu vermeiden, begibst du dich dann in das Thal, wohin deine wunderbare Quelle ihre Wellen ergießt, die mit fürchterlichem Getöse durch die Felsen sich herabstürzen, und den rei=

zenden Fluß hervorbringen, der das Thal von Vauclüse benetzt. Ich werde jene schauerliche Höhle gewahr, deren zuweilen niedriges und ruhiges Wasser den Eingang erlaubt, und worin man bei der größten Hitze des Sommers eine so frische Luft athmet. Die Grotte, die über dem Wasser hängt, das klarer ist als Krystall, wo du im Schatten sitzest, deine Augen an dem angenehmen Schauspiel weidest, deinen Geist erhebst, und deine Meisterstücke hervorbringst. Die Güter dieser Welt betrachtest du da als einen verschwindenden Schatten, und entsagst ihnen um nützlichen Gebrauch deiner Zeit. Wenn du aus der Grotte herausgehst, ist deine Schreibtafel voll. Glaube aber nicht, daß du allein die Schätze deines Geistes genießest; mein Geist, der dich nie verläßt, theilt mit dir diesen nützlichen und angenehmen Genuß.

Solche Glückseligkeit fand Petrarcha in Vauclüse unter solchen Gefahren. Liebe, die sich in der Einsamkeit nicht mäßigen kann, gewährt sie nicht; aber am Ende wird doch alle Traurigkeit über verlorne Freuden der Liebe durch wohlbenutzte Einsamkeit ersetzt. Also ist in unglücklicher Liebe für den Einsamen nicht alle Freude des Lebens dahin. Also denkt er auch noch ohne Gram an vergangene Freuden der Liebe, die nie wiederkehren. Also kommt doch eine Zeit, da man ausgeweint hat und ausgelitten, und da man ruhig auf dem Todtenbette sagt: Geliebte, wenn du mein Schicksal hörst, so verdient wohl eine Liebe, wie meine war, eine Zähre, und einen tief aus dem Herzen herausgeholten Seufzer; aber vergiß meine Fehler, laß meine Tugenden mit dir leben, und meine Thorheiten mit mir sterben.

Schon im Kampfe mit seiner Liebe hob Petrarcha sich zu der Macht seines Geistes und der Größe empor, die ich

gegen das Ende des zehnten Capitels beschrieben habe. Eben in dieser Zeit erwarb er sich einen Einfluß auf sein Jahrhundert, den kein Gelehrter unserer Zeit auf eine Meile Weges hat. Es war ihm überaus leicht, von verliebten Ideen zu ernsthaften Gedanken überzugehen, bei jeder Gelegenheit von muthigen Entschlüssen zu kühner That. Petrarcha, der vor den Füßen eines Weibes weinte, seufzte, winselte wie ein Kind, der für Laura nichts als weiche, schmachtende Gedichte schrieb, die Liebe ihm eingab, schrieb, sobald er seine Augen nach Rom kehrte, Briefe voll alten Römergeistes im männlichsten und muthigsten Styl. Könige*) vergaßen über dem Lesen seiner Lieder Essen und Schlaf; aber er war bei mehren Jahren nicht mehr der verliebte Dichter allein, der nur zu den Füßen seiner spröden Geliebten Gesänge seufzte, nicht mehr der weibische Sklave, der die Ketten einer stolzen Gebieterin küßt, die ihn mit einem Scheine von Widerwillen verachtet; er war ein kühner Republikaner, der die Liebe zur Freiheit in ganz Italien erschallen ließ. Er selbst läutete die Sturmglocke wider alle Tyrannen.

Deutschland läßt seine größten Dichter in Adlersgestalt ruhig aus ihrem Kämmerlein zur Sonne fliegen, und von der Sonne wieder herab in ihr Kämmerlein. Hasen laufen, Puterhähne kullern, Eulen lauschen und Gänse schnattern etwa indeß im Thale; mehr thut die deutsche Nation nicht.

---

*) Der König Robert von Neapel entzog sich oft viele Stunden hindurch den ernsthaftesten Geschäften, und las bis tief in die Nacht hinein die Werke des Petrarcha, ohne weder an Essen noch Schlaf zu denken.

Petrarcha schwang seine Flügel mit größerer Wirkung. Er war ein Staatsmann, ein Minister vom ersten Range; er ward in den wichtigsten Sachen von Europa zu Rathe gezogen, und in den feinsten Unterhandlungen gebraucht. Er war ein Menschenfreund, der überall umherging, die Fackel der Zwietracht auszulöschen; ein ungewöhnlicher Geist, den die größten Fürsten aufsuchten, um sich nach ihm zu bilden, und die große Kunst, Völker glücklich zu machen, von ihm zu lernen.

Aus solchen Zügen sieht man doch, daß Petrarcha, seiner Liebe ungeachtet, alle Vortheile der Einsamkeit genoß. Er ging nicht, wie viele Schriftsteller glauben, nach Vauclüse, um näher bei Laura zu seyn, denn Laura lebte in Avignon; sondern, um Laura und den Hof zu fliehen. In seinem kleinen, dort an einem hohen Felsen gelegenen, und mit Wasser umflossenen Gärtchen erhob sich sein Herz über seine Schicksale. Er hatte freilich einen unruhigen Kopf; er war freilich sehr oft nirgends gerne als da, wo er nicht war und nicht seyn konnte; er konnte sehr oft nicht, was er wollte, und wollte eben so oft nicht, was er konnte; er suchte immer Etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarcha hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie! Aber eben diese höhere Kraft zum Empfinden und Erkennen machte ihn doch bei guter Laune fähig, alle Vortheile der Einsamkeit so gut zu genießen, als irgend ein Sterblicher vor ihm und nach ihm sie genossen hat, und darum ward ihm Vauclüse ein Tempel des Friedens, ein Wohnplatz der Ruhe, und ein sicherer Hafen gegen alle Stürme der Seele.

Liebe wird also im Ganzen in der Einsamkeit nie überwunden, aber getauft und geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben;

F.M.J. Rehse Archiv und Museum f. Zeitgeschichte München

aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwek-ken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit einem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht und wegschwatzt. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglückt dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau, o so entwöhnt auch sie dich durch freie und süße Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs und der häuslichen Unterhaltung. O, der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dies Alles so unübertrefflich lehrt und sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung; kein Gedanke, der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe, der nicht erwiedert, keine Gefälligkeit, die nicht vergolten, keine Freude, die nicht mitgenossen würde, und keine Empfindung, die sich nicht beiden Herzen mittheilte! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre, innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, Alles wichtig seyn, was ein Jeder von ihnen hat und redet, und thut und genießt, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des Einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des Andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth,

verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des Andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des Andern, stimmen immer in die Empfindungen des Andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über alles, selbst das geringste Gute, das dem Andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilt, mit Ruhe, Zufriedenheit und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusammentreffen, dann kann Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gesinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verscheuchen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer üblen Laune gemildert, die Heftigkeit unserer Leidenschaften besänftigt, und der bittere Kelch des Lebens versüßt. So erheitert sich Alles in der Einsamkeit durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freilich nicht immer, tiefe Schwermuth in süße Melancholie. Alles, was mit Milde in die Seele wirkt, ist Balsam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte sind darum jedem Kranken und jedem Leidenden so willkommen. Ach, wenn mir auch sonst Alles in der ganzen Welt mißfiel, wenn ich Alles, was ich hatte, nicht mehr mochte, wenn Unlust an Allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hoffnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze schöne

Erde zu einer Grabesstätte machte, so lag doch noch immer für mich in weiblicher Güte eine tröstende Kraft. Nichts versüßt mehr unsere Leiden, als die Ueberzeugung, daß sie einer liebenswürdigen Person nicht gleichgültig sind.

So wie weiblicher Verstand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, so beruhigt sich auch der Schwermüthige bei'm Anblicke von tausend ländlichen Scenen, und Alles, was ihn härmte und drückte, verwandelt sich dann in sanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süße Melancholie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlaßt. Junge Frauenzimmer auf dem Lande von fünfzehn und achtzehn Jahren, von feiner Empfindung und weitsehendem Blicke, haben diese süße Melancholie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melancholie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melancholie in Vivis (Vevay), als er dort an den schönen Ufern des Genfersee's ging. Mein Herz, sagte er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward auf's zärtlichste erweicht, ich seufzte, ich weinte wie ein Kind. Ach, wie oft setzte ich mich dort auf einen großen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen in's Wasser fielen!

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süßesten Erinnerung. In meinem siebzehnten Jahre saß ich, unter gleichem Drucke, oft in stillen Schatten an denselben schönen Ufern, Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den

Bäumen am Genfersee*)! Einsamkeit heilt ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustand auch gern ungeheilt. So sanft, so süß leiden, traurig seyn, ohne recht zu wissen, warum, und dann doch die Einsamkeit Allem vorziehen; gern allein seyn an dem klaren See, auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze: nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dies Alles mittheilen könne, die dies Alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun und denken lassen, was sie will: dies ist ein Zustand, den jeder Jüngling sich wünschen soll, weil er das Alter flieht **).

Alleinseyn ist nicht ohne Ausnahme gut für alle Traurige und Betrübte. Meine Thränen flossen mir nur heißer, geliebter Hirschfeld, als dein schönes Buch über das Landleben herauskam, und du mir das Buch schenktest, und ich die rührende Stelle fand, in der du schienest mir in's Herz zu rufen: Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen

---

*) Kein Schweizer und kein Fremder von einigem Gefühle sah die schönen Ufer des Genfersees und alle die lieblichen Naturscenen umher und dann den ganzen majestätischen Horizont, der diese große Wasserfläche begrenzt, und erinnert sich dies Alles nicht mit Liebe; und riß nicht zuletzt, beim Abschied, seine Augen weg von dem geliebten Anblick, mit eben der Wehmuth, mit der man Abschied von einem Freunde nimmt, den man nicht hofft jemals wieder zu sehen.

**) Rührend und wahr sagt Petrarcha: Illos annos egi tanta in requie, tantaque dulcedine, ut illud ferme tempus solum mihi vita fuerit, reliquum omne supplicium.

Säuseln der Luft, das Herz zerschmilzt in eine stille Wehmuth. Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen, und wir empfangen mit ihnen eine sanftere Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verschwinden nach und nach. Der Geist widersteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen, und eine weise Gelassenheit bricht, wie eine heitere Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmernisse der Seele hervor, im Genusse der stillen Anmuth des Landlebens.

Es gibt Betrübte, die bei jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern, wenn sie eine von der erblaßten verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und öhnmächtig hinfallen würden bei dem Grabe, das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach, die Sonne lächelt nicht für sie. Keinen Reiz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel, die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab von der lieben Hand, die sie führen will aus ihrer Trauerhöhle in's Grüne. Insgemein sind solche Betrübte Menschen von heftiger Gemüthsart, dabei sind sie gewiß krank; ihre Behandlung fordert treue Liebe und großes Nachgeben.

Einsamkeit hat hingegen mächtige Reize für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gern weinende

Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bei der wahrhaftesten und aufrichtigsten Traurigkeit, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Traurige nenne ich glücklich, wenn Niemand sie in ihrer Traurigkeit stört, so sehr mir auch mein Herz bei dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seyen nicht traurig, oder auch nur weniger traurig, als jene, die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends unter dem Drucke der erschrecklichsten Schmerzen zu viele Empfindung beinahe tödtet. Das Urtheil wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irrthum ein Unmensch, und das willst du nicht, und bist du nicht. Aber ich nenne solche Betrübte glücklich, denn ihre Nerven sind so gebaut, ihr Blut ist so gemischt, daß solcher Schmerz und solche Trübsale ihren Verstand nicht erwürgen. Sie genießen, was jene fliehen. Sie finden Himmelsfreude in der beständigen Richtung nach ihren geliebten Todten.

Mancherlei große und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens werden besser in der Einsamkeit überwunden, als in der Welt, wenn nur die Seele irgend eine leidenschaftliche Richtung auf einen fremden Gegenstand nimmt. Mancher glaubt, daß ihm nun nichts mehr übrig sey, als Verzweiflung, oder Tod; er irrt sich, Verzweiflung führt zu nichts. Aber wenn er in seiner Kammer mit Eifer nach irgend einer Reihe von wichtigen Wahrheiten forscht, dann werden seine Thränen vertrocknen, dann wird ihm alles Schwere leicht, dann wird ihm sein Schicksal verschwinden.

Ueble Laune und Grämelei verschwinden in der Einsamkeit bei dem kleinsten Herzensgenuß, bei jedem Schat-

ten von häuslicher oder ländlicher Glückseligkeit. Ueble Laune ist ein häßlicher, unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeugt. Vor solchem Unglück darf man nur blos seine Thüre abschließen. Grämelei ist zwar erdrosselter Zorn, den Männer mit Blicken und Geberden stillschweigend äußern und den das schöne Geschlecht auch wohl zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft zeigen und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Viele Traurige erholen sich in der Einsamkeit weit besser, als durch alle Weltzerstreuung. Kommt der Traurige nur erst in äußerliche Ruhe; reizt, drückt und hemmt ihn nichts; wird er nun nicht mehr mißverstanden; kann er nur erst mit sich selbst fertig werden, so wird er auch mit allem Uebrigen in der Welt fertig, und so verschwindet oft schon alle Melancholie und alle Unlust am Leben. Die Fortschritte der Besserung sind zwar in solchen Fällen bei dem weiblichen Geschlechte immer schneller, als bei uns. Junge Weiber fliegen schon, indem melancholische Männer noch kaum kriechen. Eine zarte Frau wird leicht umgeworfen und steht leicht wieder auf; aber freilich nicht so sehr durch Einsamkeit, als durch weniger abstracte Hülfsmittel, immer viel eher durch Etwas, das ihre Sinne reizt, und durch dieselben an ihrem Herzen zaubert. Die Krankheiten der Männer hingegen wachsen langsam, wurzeln tief und sitzen fest; gegen diese muß man Alles anwenden, was wirksam ist mit dauerhafter Kraft. Weniges nützt hier nichts. Man muß auch überall versuchen, was etwa die Seele auf den Körper

vermag. Diese verdrängt oft großes Unheil, ist oft ein mächtiger Schild gegen alle Pfeile des Schicksals. Große Seelen werfen ab und fern von sich weg, was andere peinigt, neckt, reizt und nagt; heroisch wenden sie sich um, von dem, was ist, zu dem, was seyn muß. Eine große Seele wird ihrem Körper eben so gewiß aufhelfen, als eine kleinere Seele den ihrigen aufreibt.

Ort und Umstände muß man nur immer ausfinden, wo die Seele nach ihrer besondern Natur am liebsten wirkt. Spieltische, große Gelage, Assembleen sind für die meisten Menschen Nahrung und Labsal; aber sehnst du dich nach Einsamkeit, weil du weißt, wozu Einsamkeit nützt, so ist nirgends Ruhe und Herzensgenuß für dich, als in der Einsamkeit.

Weg also in der Moral, wie in der Arzneikunst, mit allen Compendiumslehren und allgemeinen Räthen, die der genaue Beobachter auf den besondern Fall nicht anpassend findet. Weg mit allen untrüglichen Recepten von Zerstreuung gegen Hypochondrie. Wer einem aus Kränklichkeit, Freiheitsliebe, Geschmack und Neigung einsamen, alle Unruhe, allen Zwang, allen Zeitverlust in seinem Hause verabscheuenden Menschen, als ein specifisches Mittel gegen Hypochondrie rathen würde, daß er Assembleen gebe in seinem Hause; daß er junge, hüpfende und federleichte Dämchen einlade, die bei ihm wohnen auf Wochen und Monate, daß er für dieselben Gastereien anstelle, jeden Abend bis an den andern Morgen: der heilt ihn vielleicht von der Hypochondrie durch den Zorn, den solche Menschenkennerei erregt, oder durch das Lachen, das sie verdient. Nichts ist wahr in allen Dingen, wo Verstand blos auf Sehen und Erfahren beruht, als was anpaßt und trifft. Von sehr vielen hypochondri-

schen und melancholischen Menschen kann man mit Wahrheit sagen: laßt sie allein, so sind sie zerstreut.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit für das Herz leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigstens in der Einsamkeit nicht leichter werde, tugendhaft zu seyn, als in der Welt? Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückseligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einsamkeit dem Herzen gibt; auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott; und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geschieht in der Welt von Amts wegen. Der Geistliche lehrt und tröstet, der Rechtsgelehrte verschafft Recht, der Arzt macht seine Besuche, seufzt und schwitzt oft Blut dabei, und curirt gut oder übel; Alles aus Menschenliebe, sagen die Herren. Davon ist kein Wort wahr. Man tröstet, verschafft Recht und curirt nicht immer aus Trieben seines Herzens, sondern weil man muß; weil man dazu aufgefordert ist; weil man einen schwarzen Rock trägt, in diesem Kollegio sitzt, oder diesen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgeboren wohlbekannte Menschenliebe, ein Wort, bei dem ich immer auffahre und womit viele tausend an mich geschriebene Briefe immer anfangen, ist nichts als eiskalter Kanzleistyl, Ziererei, Lüge. Menschenliebe ist Tugend, Adel der Seele vom ersten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieses aus Tugend thue, und nicht, weil ich muß?

Gute Werke sind also nicht immer Gottesdienst. Dessen Herz, der sich von Weltgeschäften vollends nie losreißt, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut seyn; groß seyn in Geschäften und klein in

seinem Herzen *). Tugend ist seltener, als man glaubt. Mit Menschenliebe, Tugend, Patriotismus und allen Wörtern dieser Art muß man darum haushälterisch umgehen. Man muß sie nur bei großen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer solche Wörter zu oft ausspricht, schwächt sie und macht sie verächtlich. Wer sollte sich nicht schämen, gelehrt oder menschenliebend zu heißen, da oft so äußerst elende Kerle hochgelehrt sind, und da man so manchen Schurken wegen seiner wohlbekannten Menschenliebe lobt!

Wahrscheinlich geschieht in der Einsamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung ist wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider sind Exempel des Guten gar zu selten in der Welt, sondern weil er bei stiller Ueberlegung findet, daß Größe des Herzens doch am Ende jede andere Größe übertrifft. Auch geschieht wirklich das meiste Große in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freier in der Einsamkeit ausgeübt, als in der Welt. Niemand schämt sich in der Einsamkeit der Tugend, da sie hingegen gebeugt durch die Welt schleicht, und in großen Versammlungen bescheiden in der Ecke steht. Unser Umgang mit der Welt ist eine Erziehung zum Laster. Bei den besten Entschlüssen fehlen wir doch Alle täglich unter so vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem, der eine große Rolle in der Welt spielt, mangelt es freilich an guten Entschlüssen, bei Manchem sind die

---

*) Viri potestatibus sublimes, sagt der Kanzler Bacon, ipsi sibi ignoti sunt. Et dum negotiis distrahuntur, tempore carent, quo sanitati aut corporis aut animae suae consulant.

Entschlüsse gut, aber die Werke schlecht. Vielleicht sind wir des Morgens in unserer Kammer, ehe der Wirbel unserer Geschäfte herankommt, noch ganz gut, noch unparteiisch und frei; Niemand setzt sich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachsamkeit und Vorsicht bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über sich selbst, wenn man mannichfaltig geneckt ist von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerlei Geschäfte betreiben muß, mit vielen Menschen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeschmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbst in der Einsamkeit war es daher die äußerste Thorheit, daß Seelen, die Körper hatten, wähnten, sie wollen sich da an den höchsten Gipfel speculativer Tugend hinauffaseln. Man ist und bleibt, auch in der Einsiedelei, doch immer Mensch. Tugend ist nirgends leicht, als da, wo gar keine Gefahren sind; aber dann ist sie auch nicht mehr Herrschaft über uns selbst. Manchen Einsiedler schuf Gott zu schwach, um aus dem Abgrunde sich zu retten, weil er ihn stark genug gemacht, um nicht hineinzufallen.

Es ist eine schöne Bemerkung eines vortrefflichen schottländischen Menschenbeobachters und Menschenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß sie eines Menschen vornehmste Glückseligkeit aus seinem Verhalten entspringen lasse. Ein böser Mensch sey ganz und gar ein Geschöpf der Welt. Er hänge von ihrer Gunst ab, lebe von ihren Freundlichkeiten und sey glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derselben gelingt oder fehlschlägt. Bei einem Tugendhaften aber sey der glückliche Fortgang seiner weltlichen Unternehmungen nur immer die zweite untergeordnete Absicht. Habe er, wie es ihm gebühre, seine Schuldigkeit gethan, so sey sein Gemüth in Ruhe; den Ausgang

überlasse er der Vorsehung. Sein Zeuge sey im Himmel, und der ihn kenne, sey in der Höhe. Zufrieden mit dem Beifall Gottes und dem Zeugniß eines guten Gewissens, genieße er seiner eigenen Unschuld und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maße, als solche edle Grundsätze unsere Herzen regieren, machen wir uns also von der Welt unabhängig und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Menschen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhu's. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menschenfurcht benehmen; ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen; ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflößen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frei.

Solche Unabhängigkeit und solche Freiheit kann auch den größten Freiheitshassern nicht mißfallen, denn sie führt blos zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüths zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel mehr geschickt und emsig machen, die rechtmäßigen Obliegenheiten unsers Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeigt: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freier Muße fassen wir feste und gründliche Entschließungen zu Beherrschung unsers Gemüths und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen

Versuchungen, denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens, die wir am meisten zu verwahren haben, mit ungestörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bei näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere. Halte sie von Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehrt. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als solchen, die entweder phantastisch und eingebildet sind, oder schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Wollüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmäßig die großen Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen und eine reine Herrlichkeit Alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Straße fröhlich. Unser Vater, der in's Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit sehe, vergelte es uns öffentlich dadurch, daß wir unsere Geschäfte vollkommener ausrichten und den Reizungen zur Sünde besser widerstehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerstreuten und feurigen Gebete in der Einsamkeit zu danken und unserer Absonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freiheit und Muße, äußere Stille und Mangel von Umgang, sind also große und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht blos etwa

zurück, daß sie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge, die man gern läßt wie sie sind, weil man sie verlacht. Das häusliche Leben ist dann nicht, wie in der galanten Welt, der Sitz der Langenweile und des Ueberdrusses, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenschaften, die Wohnung des Grams, der üblen Laune, des mannichfaltigen Streites, der boshaften Qualsucht und ein Vorspiel der Hölle. Frieden und Glückseligkeit wohnen bei dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entsagt, und eben darum nur desto fähiger ist, Vergnügen um sich her zu verbreiten. Wer sich entfernt aus dem Dunstkreise der Lasterhaften, wer wegflieht vor dem niederschlagenden Anblick hochgeschätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unsers Lärms, aller unserer Behauptungen und aller unserer Ansprüche sieht, kommt in seinem Hause nie aus seiner Fassung.

Alles Weltvergnügen verliert seine Reize vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringt. Ich will lieber Thränen vergießen, als Thränen erregen, sagte mir einst eine deutsche Dame. Sie schien nicht zu wissen, daß sich kaum etwas Großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und Alles, was man in den Städten hervorsucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln und die Ewigkeit zu vergessen. Man ist immer glücklich, wenn man Kräfte in sich selbst findet, die man sich selbst nicht zutraute. Einsamkeit öffnet die Seele jedem edlen Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat, als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich leugnet kein Bösewicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt und in der Einsamkeit sey. Aber doch wirft das Laster immer seine seidenen Netze aus, fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführerische Begierde zu wachen, nicht erst, wenn sie da ist, sondern schon, wenn sie von weitem kommt; böse Lüste durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dies war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist derjenige, der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringt, die ihn so ungestört erhält. Was hülfe es, die Städte zu verlassen, Einsamkeit, Stille und Ruhe zu suchen, wenn man dabei noch immer Menschenhaß im Herzen trüge und noch dieser grimmigen Leidenschaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit und in den Trauerschlünden finsterer Zellen. Läuterung und Behütung unsers Herzens ist also das Erste und das Letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Muße, Ruhe und Freiheit einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menschen fliehen; man kann sie alle fliehen, und ihnen allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehört, daß er hochschätze, was die Menschen verachten und verachte, was die Menschen hochschätzen. Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anstatt des Lucullus den Pompejus zu seinem obersten Befehlshaber ernannte, also das ganze Reich den

Händen eines Einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirn, da er sein Creditiv erhielt, schlug auf seine Schenkel, und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! Wäre ich nicht glücklicher gewesen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich denn immer wieder zu Felde gehen, immer den Harnisch auf dem Leibe haben? Kann ich denn nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und sanft und still mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war schön gesagt, aber [erlogen; denn Pompejus schätzte noch nicht genug, was Männer von seiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals alle nach Herrschaft gierigen Römer hochschätzten. Aber das that Manius Curius. Er war der größte Römer seiner Zeit, hatte kriegerische Völker überwunden, den Pyrrhus aus Italien verjagt, dreimal die Ehre des Triumphs genossen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande und baute da mit eigner Hand sein Gärtchen. Als die Gesandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausschlug, saß er bei seinem Herd, und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürst in der Welt ist so glücklich wie Manius Curius, als er seine Rüben kochte. Könige und Fürsten wissen es nur zu gut, daß sie in gar manchen Fällen keine Feunde haben; sie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menschen von Geist, Herz und Charakter haben Mitleiden mit guten Königen und Fürsten, denn im Grunde sind sie doch nie frei von Zweifeln, Besorgnissen und Qualen. Fürstenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitsamen und zufriedenen Landmanns. Nie sind die Freuden der Länderbeherrscher so beständig, nie ist ihr

Leben so ruhig und so heiter. Das Essen des Bauers ist schlecht, aber es schmeckt ihm; sein Bett ist hart, aber er schläft doch besser, als Könige und Fürsten.

Einsamkeit gewährt den kleinsten unter den Menschen so viel Vergnügen als den größten. Die schöne Luft, die herrlichen Wälder, die Farbe der Wiesen und die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, die der Sommer über die ganze Erde wirft, bezaubert nicht nur Philosophen, Könige und Helden; sie macht auch dem ungelehrtesten Zuschauer Vergnügen. Ein Engländer hat vortrefflich gesagt: es sey nicht nöthig, daß man die Gesetze des Wachsthums der Pflanzen verstehe, um die Farbe einer Blume zu bewundern; oder daß man das Ptolomäische oder Copernikanische System erst studire, um sich des Sonnenlichts zu freuen, oder ihre erfrischende Wärme zu fühlen. Das Neue vom Jahre sey an sich eine Quelle von Wohlgefallen; und Milton bemerke sehr wohl, daß Jedem, der lange in Städten eingeschlossen war, kein ländlicher Gegenstand zu Gesichte komme, der nicht einige seiner Sinne erquicke.

Verbannte sogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einsamkeit gefühlt. Anstatt der Welt, aus der man sie vertrieb, schufen sie sich eine Welt im Stillen, gewöhnten sich da, wenn sie große Herren gewesen waren, an Menschenfreuden *) und erfanden, um friedsam und leise ihre Tage zu verleben, tausend kleine Glückseligkeiten, die man

---

*) Cicero sagt hinreißend schön: Multa praeclara Dionysius Phalereus in illo exilio scripsit, non in usum aliquem suum, quo erat orbatus; sed animi cultus ille, erat ei qausi quidam humanitatis cibus.

nur fern von aller Geselligkeit, fern von allem Mitleid und Trost, fern von der süßen Gesellschaft der Menschen, fern von Freunden und Vaterland findet.

Verbannte müssen eben so wie wir, um glücklich zu seyn, immer an Etwas sich anschmiegen, immer Etwas haben, das ihnen eine entfernte Hoffnung erweckt, oder ein gegenwärtiges Vergnügen gewährt. Ach, sie streben auch nach Freude; auch sie möchten um der Freude willen noch leben. Moritz, Prinz von Isenburg, schlug sich zwanzig Jahre durch die Welt, bald unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, bald unter dem Marschall von Broglio, dann in den Feldzügen der Russen gegen die Türken. Aus Ehrgeiz und Ruhmsucht verlor er Gesundheit und Ruhe. Als russischer Offizier kam er in russische Verbannung. Man weiß, was das ist. Aber er machte sich diese Lage angenehm. Alle Kümmernisse der Verbannung zerdrückten seinen Geist und seinen Körper; sein Leben war nur noch ein Schatten. Lord Bolingbroke's kleine Schrift über Verbannung fiel ihm in die Hände. Er las sie etliche Mal durch; und so wie ich las, sagt dieser Prinz in der etwas deutschprinzlichen Vorrede zu seiner schönen und kernhaften Uebersetzung dieser Schrift, verschwand bei mir aller Tiefsinn.

Lord Bolingbroke's Schrift über Verbannung ist ein Meisterstück stoischer Philosophie *) und guter Schreibart. Er sieht in derselben allen vergangenen und gegenwärtigen

*) Lord Bolingbroke war sonst eben nicht ein großer Stoiker, die Zeiten ausgenommen, da er einer scheinen wollte, oder seyn mußte. Ein Mann, der ihn sehr genau kannte und sich sehr auf Portraitmalerei verstand, der berühmte Lord

Widerwärtigkeiten des Lebens in die Augen. Anstatt ihnen zu entfliehen, oder das Gefühl derselben durch eine lange und schimpfliche Geduld abzunutzen, will er sie überwälti=

Chesterfield, sagt von ihm: „Es ist unmöglich, Licht und Schatten dick genug aufzutragen, um den Charakter des Lord Bolingbroke nach dem Leben zu malen. Er war ein äußerst niederschlagendes Beispiel von der Heftigkeit menschlicher Leidenschaften und der Schwäche aufgeklärter und hoher Menschenvernunft. Seine Tugenden und seine Laster, seine Vernunft und seine Leidenschaften, waren nicht durch eine sanfte Stufenfolge von Schattirungen gemischt: sie machten einen harten und plötzlichen Contrast."

„Hier die dunkelsten, dort die glänzendsten Farben, beide frappanter durch ihre Nähe. Ungestüm, Uebermaß und beinahe Ausschweifung waren nicht nur der Charakter seiner Leidenschaften, sondern sogar seiner Gefühle. Als Jüngling suchte er seine Ehre im Tumulte und in der Raserei des Vergnügens, und er triumphirte leichtfertig darin, mit Verachtung alles Wohlstandes. Oft erhitzte und erschöpfte er seine schöne Imagination, wie seinen Körper, durch das Lob und die Vergötterung der Hure von der letzten Nacht. Seine festlichen Schmausereien trieb er bis zu bacchantischer Wuth. Nichts unterbrach diese Leidenschaften, als eine größere, der Ehrgeiz. Er schwächte durch jene seine Leibesbeschaffenheit und seinen Charakter; aber diese vernichtete seine Glücksumstände und seinen Ruhm."

„Jung, und mit Ehre, kam er in Geschäfte. Sein Scharfsinn sah durch. Jeden Gegenstand, worüber er sprach und schrieb, zierte er durch eine äußerst glänzende Beredtsamkeit, die nicht studirt war, nicht mit Mühe hervorgebracht, sondern ihm natürlich und glücklich floß. Er hat vielleicht im Anfang sich darum bestrebt, aber in der Folge ward Beredtsamkeit ihm so sehr eigen, daß auch seine Conversation über die alltäglichsten Dinge den Druck ausgehalten hätte, ohne die allergeringste Ver=

gen. Er räth, anstatt lindernder Mittel, den Höllenstein, und das Messer; er verfolgt die Wunde bis in den Grund, um sie von Grund aus zu heilen.

änderung in Vortrag und Styl. Edler und großmüthiger Gesinnungen war er eher fähig, als fester und überlegter Grundsätze von Gutmüthigkeit und Freundschaft; aber auch diese Gesinnungen waren mehr heftig als dauerhaft, und veränderten sich gegen die nämlichen Personen plötzlich und oft vom Aeußersten zum Aeußersten. Jedes gewöhnliche Bezeigen von Höflichkeit gegen ihn, betrachtete er als Pflicht, und erstattete es mit Wucher; so wie er auch die geringsten Vernachlässigungen mit Heftigkeit empfand, und dann ebenfalls dafür mit Wucher bezahlte. Auch nur eine Abweichung von irgend einer seiner philosophischen Meinungen brachte ihn auf, und wenigstens zeigte er sich dann nicht als ein praktischer Philosoph."

„Aller Ausschweifungen seiner Jugend und aller ungestümen Erschütterungen seiner mittlern Jahre ungeachtet, besaß er einen unendlichen Vorrath von verschiedener und beinahe allgemeiner Gelehrsamkeit, die er immer bei sich trug. Seine Begriffe waren äußerst schnell und klar, und sein Gedächtniß ungemein glücklich. Er war zumal der Historie außerordentlich kundig. Sein langes Exilium in Frankreich gab ihm Gelegenheit, mit der ihm eigenen Hitze zu studiren. Er machte dort den Plan zu seinem großen philosophischen Werke und führte ihn auch mehrentheils aus. Die gewöhnlichen Schranken des menschlichen Wissens waren zu enge für seine warme und hochstrebende Imagination; er schwang sich hinweg über die flammenden Mauern der Welt, bis in die ewig unbekannten Regionen der Metaphysik, wo ein unbegrenztes Feld für spekulative Köpfe sich öffnet, wo endlose Muthmaßungen unerreichbare Wahrheit ersetzen, und nur zu oft mit Ungebühr ihren Namen und ihren Einfluß sich anmaßen."

„Er starb am Krebs im Gesichte und hielt diese grausame und schauervolle Krankheit mit Standhaftigkeit aus."

Abgehärtet wird man freilich durch ununterbrochene Einsamkeit, also auch durch anhaltende Verbannung. Gewohnheit gibt solche Kräfte. Aber leicht wird gewiß auch Einsamkeit für Verbannte durch manches sanfte Gefühl des Herzens; denn man gewöhnt sich an Freuden, die man vorhin nicht kannte, sobald man die Freuden der glücklichern Zeit nicht mehr hat. Brutus sah den Marcellus in seiner Verbannung zu Mytilene mit aller Glückseligkeit umgeben, deren die menschliche Natur fähig ist, und eben so eifrig, als je vorher, auf alle Arten nützlicher Kenntnisse erpicht. Dieser Anblick machte ihn denken, Er sey es vielmehr, der bei seiner Rückkehr in die Welt in's Exilium ginge, nicht Marcell, der im Exilio blieb.

Quintus Metellus Numidicus erlitt etliche Jahre zuvor zwar dasselbe Schicksal, in der Zeit, als das Volk unter der Anführung des Marius den Grund der Tyrannei legte, die Cäsar vollendet hat. Metellus allein, mitten unter einem in Furcht gesetzten Senat und einer ausgelassenen Menge Volkes, weigerte sich, den schädlichen Gesetzen des Tribuns Saturninus zu schwören. Seine Standhaftigkeit ward sein Verbrechen und Verbannung seine Strafe. Eine wilde und gesetzlose Partei bekam das Uebergewicht über ihn; die besten Männer der Stadt waren zwar zu seiner Vertheidigung gewaffnet, waren bereit, ihr Leben zu lassen, um so viele Tugend ihrem Vaterlande zu erhalten. Aber er, da er nicht hatte überreden können, hielt es für gesetzmäßig, nicht zu widerstehen. Er urtheilte bei diesem Wahnsinn der römischen Republik, wie einst Plato bei dem Aberwitz der Athenienser; meine Mitbürger werden mich zurückrufen, sagte Metellus, wenn sie sich bessern, und wenn sie sich nicht bessern, so kann ich nirgends übler seyn, als in Rom. Freiwillig ging er darum in's Exil und mit wahrer Ueberzeu-

gung von dessen Vortheilen für ein Herz, das nirgends Ruhe finden konnte, als an entfernten Ufern, da es immer geblutet hätte in Rom bei dem beständigen Anblick eines kranken Staates und einer sterbenden Republik.

Rutilius entfernte sich aus dem verdorbenen Rom mit eben der Verachtung für die Denkart und die Sitten seiner Zeit. Er hatte Asien gegen die Erpressungen der Zollpächter vertheidigt. Dies brachte den Ritterstand gegen ihn auf, und aus eben so unedlen Gründen war ihm des Marius Partei gehässig. Der unschuldigste Mann der Stadt ward wegen Bestechung angeklagt, der beste Mann vor Gericht gefordert durch den schlechtesten, den infamen Apicius. Als Richter über den Rutilius saßen die Urheber der falschen Anklage und sprachen gegen ihn das ungerechteste Urtheil. Er würdigte sie kaum, gegen sie seine Sache zu vertheidigen, sondern suchte einen Zufluchtsort im Orient, wo man diese römische Tugend, die Rom nicht zu ertragen vermochte, mit Ehrfurcht aufnahm. Weit williger verließ er sein Vaterland, als er seine Verbannung endigen sah, da er bei seiner Zurückberufung nicht allein nicht ging, sondern noch weiter floh.

Von diesen Beispielen zufriedener und glücklicher Verbannten ist Cicero die bekannte Ausnahme. Er besaß alle Schätze in der Seele und alle feinen Gefühle, um Einsamkeit zu benutzen, aber nicht Kraft genug, um Verbannung zu tragen. Cicero, der Retter seines Vaterlandes, hatte im Glück weder die Schmähungen einer verzweifelnden Partei, noch die Dolche der Meuchelmörder gefürchtet, aber er versank, sobald er litt. Offenbar war er, der ohnehin oft über einen schwachen Magen klagte, in seinem Exil hypochondrisch, und sobald man das ist, so ist man

Nichts, so verschwindet alles Vermögen der Seele zu großen Entschlüssen und kühnen Thaten. Cicero und seine Hypochondrie entehrten Einsamkeit und Verbannung. Ungewiß, wo er hingehen, oder was er thun sollte, furchtsam wie ein Weib, eigensinnig wie ein Kind, beklagte er den Verlust seines Ranges, seiner Reichthümer und seines glänzenden Ansehns. Seine Beredtsamkeit schilderte nur seine Schande mit stärkeren Farben. Er weinte über die Ruinen seines Hauses, welches Clodius hatte zerstören lassen, und ihn betrübte jetzt seine Entfernung von der Terentia, die er nicht lange nachher verstieß. Ein Hypochondrist kann jämmerlich über den Verlust von Gütern klagen, in deren Besitz er kein Vergnügen empfand. Freunde und Feinde glaubten, Cicero rase. Cäsar sah mit innerer Zufriedenheit den Mann, der abgeschlagen hatte, sein Gehülfe zu seyn, unter der Ruthe eines Clodius weinen. Pompejus hoffte Entschuldigung für seinen Undank durch die Verachtung, der sein Freund, den er verlassen hatte, sich selbst aussetzte. Sogar Atticus, dessen große Talente Wucher und Putz waren und der für keine Partei etwas unternahm, weil er es mit allen hielt, erröthete für den Cicero, glaubte, er sey seinem vorigen Glück zu niedrig ergeben, und machte ihm Vorwürfe im Styl eines Cato. Einsamkeit verlor bei Cicero ihre Kraft, weil ungesunde und traurig machende Gefühle ihm nichts als niederschlagende Ideen gaben, ihm nichts in sich und nichts außer sich anders vorstellten, als von der schlimmsten Seite. Aber Cicero starb doch edel und wahrlich nicht wie ein Hypochondrist. Komm näher, alter Krieger, rief er aus seiner Sänfte dem Popilius Länaszu, seinem Clienten und Mörder, und wenn du dies wenigstens gut machen kannst, so haue mir den Kopf ab.

Sanft können nur alsdann die Stunden eines Verbannten hinschleichen bei ländlichem Zeitvertreib und in philosophischer Ruhe, wenn er der Welt entrichtet hat, was er ihr schuldig war, und jetzt der Nachkommenschaft noch gibt, was er ihr schuldig ist: das Beispiel eines Mannes, der eben so groß ist, da er fällt, als da er stand.

Große Glückseligkeit verheißt Einsamkeit uns Allen, wenn unser Alter herannaht und unser Leben verfällt. Das Leben des Menschen ist eine kleine Reise, und sein Alter ein schneller Tag. In der Einsamkeit können wir seine Stürme vergessen. Ich will euch tragen bis in's Alter und bis ihr grau werdet; ich will es thun; ich will heben und tragen, spricht der Herr. Einsamkeit im Alter ist darum eine der angenehmsten Aussichten des Lebens, wenn man sie als die Ruhezeit seines Lebens betrachtet, als den Zwischenraum von Weltgeschäften und Tod, als den Hafen, aus dem wir ruhig zurücksehen nach den Stürmen unserer Schicksale und der geheimen Geschichte unseres Kopfes und unseres Herzens.

Alles will gewöhnlich der Mensch vorher erschöpft haben, was ihm fremd ist, bevor er sich mit sich selbst beschäftigt. So reisen wir auch oft zuerst in fremde Länder, bevor wir uns um das bekümmern, wodurch sich etwa unser eignes Vaterland auszeichnet. Aber dies thut kein weiser Jüngling und kein weiser Greis. Einsamkeit und Umgang mit sich selbst sind für beide der Weisheit Anfang und der Weisheit Ende. Macht auch Einsamkeit trübsinnig in der Jugend und im männlichen Alter, so verschwindet doch auch oft im Alter aller Trübsinn.

Abwechselung von Wünschen, Glauben, Hoffnung und Betrug gehört zur Geschichte unseres Eingangs in das Le-

ben. Unsere mittlern Jahre sind das Alter des Trübsinns. Aber Nichts erschüttert und befremdet den erfahrenen Mann. Wer für seines Lebens Unterhalt nicht mehr sorgen muß und früh mit den Schlichen der Welt bekannt ward, klagt wenig über Undank für Arbeit und Mühe. Laßt ihm Ruhe, so gebt ihr ihm Alles, was er verlangt. Alles Uebrige gilt ihm wenig, wenn er früh genug in sich selbst zurückging, früh anfangen mußte weise zu werden, und also auch früh genug die Welt für das hielt, was sie ist.

Mir deucht, es sey eine sehr gute Bemerkung eines großen Deutschen, daß es politische Karthäuser gebe wie religiöse, und daß beide in ihrer Art bei weitem nicht so üble Menschen seyen, sondern sehr oft die besten und frömmsten. Im verborgenen Hain, sagt dieser Schriftsteller, begegnet man dem stillen Weisen, dem ruhigen Beobachter, dem Freunde der Wahrheit und seines Vaterlandes, der nicht vergöttert und nicht lästert. Man labt sich an seiner Weisheit, freut sich seiner Einsichten, erwärmt sich an seiner Liebe für Wahrheit, Volk und Menschen; man geizt um sein Vertrauen und seine Freundschaft, staunt über seine Bescheidenheit in Anstand und Worten, und eben so sehr über die Verborgenheit seines Namens und seiner Existenz. Man wünscht diesen Karthäuser aus seiner Hütte in den Palast, und zuletzt liest man mit heiligem Feuer an seiner Stirne geschrieben: Odi profanum vulgus et arceo. Anstatt ihn zu verführen, wird man sein Proselyt.

Ach, er ist nicht mehr, der politische Karthäuser, bei dem ich einst in der Wetterau mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht alle diese Weisheit und Ruhe in lebendigen Zügen ausgedrückt sah und anstaunte! Ein größerer Kopf lebte damals vielleicht an keinem Hofe in Deutschland; nirgends fand ich

einen scharfsinnigern Beobachter der Menschen und ihrer Thaten, einen genauern und billigern Prüfer der Welt und aller Menschen, die in der Welt eine große Rolle spielen; er kannte einige der größten Personen auf den Thronen von Europa, aus persönlichem Umgange. Nirgends fand ich eine freiere, offnere, redlichere, stärkere und sanftere Seele; nirgends ein Auge, das wahrer und richtiger in Allem durchsah, wohin Menschenaugen reichen; und nirgends einen Mann, an dessen Brust ich lieber hätte mögen leben und sterben. Einfach und bescheiden war sein Landhaus, und kunstlos sein Garten, und ländlich sein Mahl. Ein wahrer Himmel war mir die Einsamkeit in der Wetterau, wo er, der Freiherr von Schrautenbach, dem Himmel lebte.

Komische Blicke sogar gibt es im Alter für Freunde der Literatur, wenn sie noch zuweilen nach der Jugend hinterher mit dem grauen Kopfe sich umsehen. Es ist eine Lust, wie sich unsere Jugend gegen diese grauen Köpfe in die Brust wirft. Seht dort, heißt es, die Schriftsteller, welche man ehemals lobte, schrieben noch, wie man vor zehn Jahren schrieb. Die rüstigsten unter ihnen lassen ein Blatt nach dem andern fallen. Wir lesen Nichts von Allem, was alte Kerle schreiben.*) Wir haben einen neuen Styl, neue Mo-

*) Dies ist die Sprache der deutschen Jugend in jedem Jahrzehnt. Haller's Usong enthält Bilder der Liebe, deren sanfte Erhabenheit vielleicht keine Imagination sich jemals schöner dachte. Teutsche Jünglinge, die sich damals Schenies nannten, spotteten über Haller's Usong; fanden dieses schöne Buch kalt; lachten, daß der alte Haller ein Buch für das Herz schreibe, wie man lacht, wenn ein Professor tanzt, ein Höfling Klopstock's Oden

natsnamen, ein neues Teutsch, eine neue Ortagrafi, wir schreiben Kremor und nicht Cremor Tartari. Alles ist neu, Alles ist seit zehn Jahren anders. Unserer Lesewelt sogar ist Alles längst bekannt, was in den neuesten Büchern unserer größten Universitätsphilosophen steht. Wir wissen Alles. Die deutsche Literatur hatte Riesenschritte gemacht durch unsere Theaterstücke und unsere Gedichtlein, durch unsere Almanache und unsere Romane. Deutschland ist umgeschaffen. Unseres achtzehnten Jahrhunderts letztes Viertel ist merkwürdiger, als alle Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt; wie man weiß, durch uns, sagen die Gecken.

Feuervoller und nachdrücklicher hat indessen nie ein Jüngling geschrieben, keiner hat seine Einsamkeit besser benutzt, als der alte Rousseau in seinen sinkenden Jahren. Er schrieb im Alter seine meisten und besten Schriften. In Deutschland hätte die Lesewelt zwanzig Jahre vor Rousseau's Tode gesagt, wenn sein Name in einigen Meßkatalogen nicht erschienen wäre: Seht, wie der alte Kerl schon ein Blatt nach dem andern fallen läßt; denn ein rechtlicher*) Schriftsteller schreibt für jede Leipziger Messe ein Buch!

Rousseau ward zwischen seinem fünfzigsten und sechzigsten Jahre einer der ersten Schriftsteller unseres Jahrhunderts und hielt die Schriften seiner Jugend für die Kinder=

---

beurtheilt, ein Historicus über die wenigen Facta in Yorick's Reisen erstaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung reitet.

*) Un auteur comme il faut, heißt in Hannover ein rechtlicher Schriftsteller.

pocken seines Geistes. Er suchte freilich gegen das Ende seines weit spätern Lebens noch Ruhe des Herzens in der Einsamkeit; und der arme Philosoph fand sie nicht. Rousseau hatte zu sehr die Wuth der Wahrheitshasser und Amtsgesichter in Parlamenten und Republiken erfahren. Ehe man ihn kannte, war er theils durch Verwahrlosung und theils durch üble Beschaffenheit seines Körpers schon äußerst krank, viele Jahre hindurch von Aerzten gequält und durch Steinschmerzen zermalmt; und dann ward er Schriftsteller. In seinen letzten Lebensjahren schien die Wirkung des Verdrusses und des Mißmuths stärker bei ihm, als die Gegenwirkung seiner Nerven. Er erlag und deraisonnirte zuweilen, weil er krank war. Alles, was Rousseau im Alter schrieb, war dumm, sagte ein glänzendes Dämchen aus unserer Lesewelt; ja, erwiederte ihr ihre klügere Freundin, aber er deraisonnirte so schön, daß man zuweilen gern mit ihm deraisonnirt.

Im Alter scheint man doch eigentlich zur Meditation am meisten geschickt. Das wilde Feuer der Jugend ist gedämpft, des Lebens Mittagshitze ist vorbei, und der Abend kommt mit sanfter Ruhe und erfrischender Stille. Es mag deswegen doch nicht unwichtig seyn, vor dem Abschied aus der Welt noch einige Zeit der Meditation zu widmen, wenn man nach Allem, was uns etwa widerfahren ist, noch ein wenig Ruhe hat oder stiehlt. Der bloße Gedanke solcher Ruhe ist Frühlingsfreude nach einem langen Winter. Ruhen mag man immer, wird zwar die Lesewelt sagen, aber schreiben soll man nicht. Die Wärme ist weg, die Darstellungskraft ist verschwunden, die Farben sind verblichen. Dies ist wahr, erwiederte der Schriftsteller mit dem grauen Kopfe; aber was ich schreibe, macht mir Vergnügen. Ich gebe auch noch gern meinen Empfindungen ein wenig Luft;

ich lese, ich schreibe, ich denke, das ist mein Leben und meine Freude, wie in meiner Jugend; und dann holt man im Alter auch noch gern durch stille Geschäftigkeit nach, was man täglich unter euch durch geschäftige Unruhe versäumt.

Petrarcha ward sein Alter kaum gewahr. Er wußte durch seine Geschäftigkeit an jedem Orte seine Einsamkeit sich zu erheitern, und seine Jahre flossen sanft und angenehm dahin. Von einem kleinen Sommerhause in der Nachbarschaft eines Karthäuserklosters, drei Meilen von Mailand, schrieb er an seinen Freund Settimo mit einer Naivheit, die nicht in unsern Sitten ist: ich verdopple, gleich einem müden Wanderer, die Schritte, je näher ich dem Ziele meiner Reise komme. Ich lese und schreibe Tag und Nacht; das Eine ist mir Erholung von dem Andern. Das sind alle meine Geschäfte und Vergnügungen. Ich wache, ich schwitze, ich belustige mich, strenge mich an, fliege mit desto größerem Eifer, je mehr Schwierigkeiten ich antreffe. Mich reizt die Neuheit, Schwierigkeiten geben mir den Sporn, die Arbeit ist gewiß, der Erfolg ungewiß. Meine Augen sind durch Wachen erschöpft, meine Hand ist müde die Feder zu halten. Mein Wunsch ist, daß die Nachwelt mich kenne. Wenn mir das mißlingt, so hat mich doch mein Jahrhundert gekannt, oder wenigstens kennen mich meine Freunde, und das ist mir genug. Meine Gesundheit ist so gut, mein Körper so stark, mein Temperament noch so hitzig, daß es weder einem reifern Alter, noch ernsthafteren Beschäftigungen, noch der Enthaltsamkeit, noch allen Schlägen gelingen wird, diesen hartnäckigen Esel, den ich unaufhörlich angreife, zu bändigen. Ich verlasse mich auf die Vorsehung, sonst würde ich unterliegen, wie dies vormals oft geschah. Oft muß ich beim Ausgange des Winters die Waffen gegen mein eignes

Fleisch auf's Neue ergreifen, ich kämpfe selbst in diesem Augenblick für meine Freiheit und gegen diesen Esel.*)

Nicht unrühmlich wäre auch das verborgenste Landleben im Alter für den, der lange in der Welt mitgerudert hat, und nun auch gern seine Tage stillschweigend in der Einsamkeit schlösse. Mancher, der noch mehr thun könnte, als das, scheint zwar Unrecht zu haben, wenn er schweigt und seine Muße nur für sich genießt. Aber in Deutschland zumal dämpft der Muthwillen und die Ungebundenheit der Zeit in spätern Lebensjahren das Feuer von manchem guten Kopfe, der, anstatt seinem Vaterlande Ehre zu machen, in ruhmloser Unthätigkeit seine Zeit mit dem Pastor und dem Amtschreiber auf der Nachbarschaft verschnackt, und lieber von der Welt vergessen seyn will, als beschimpft.

---

*) Squarzafichi, ein schätzbarer Lebensbeschreiber des Petrarcha, erzählt, Petrarcha habe damals mit einem Fräulein aus dem Hause Beccaria Bekanntschaft gemacht, die in der Nachbarschaft seines Sommerhauses auf dem Lande wohnte, und aus einem vertraulichen Umgange mit diesem Fräulein sey Petrarcha's Tochter Franciska entstanden. Aber Petrarcha's Tochter Franciska kam wenige Jahre nachher selbst mit einem Kinde nieder, und nach der Rechnung des Squarzafichi wäre Franciska in ihrem siebenten Jahre Mutter geworden. Den Sommer, in dem jener Brief geschrieben war, brachte Petrarcha bei den Karthäusern, oder in ihrer Kirche, alle Augenblicke zu, die er nicht dem Studiren widmete, sagt Petrarcha's vortrefflicher Lebensbeschreiber, der Abt von Sade. Indessen erwecken Petrarcha's Klagen gegen den Esel doch den Verdacht, er möchte damals das Fräulein von Beccaria wenigstens eben so oft besucht haben, als die benachbarte Karthause.

F. M. J. Rosse Archiv und Museum f. Zeitgeschichte München

Feurigere und mannhaftere Köpfe haben sich jedoch unter gleichen Umständen auch im Alter an ihre Zeitgenossen nicht gekehrt. Sie gingen abseite. Aber sie waren in der Absonderung von der Welt noch größer, als in den Tagen ihrer Jugend.*) Die größten Männer des Alterthums, sagt Pope, blendeten und leuchteten am meisten in der Einsamkeit, in der Verbannung, im Tode; oder vielmehr sie blendeten nicht; denn alsdann thaten sie am meisten Gutes, indem sie ihr Licht den Menschen mittheilten.

Das that Rousseau. Es ist doch Etwas, sagt er, wenn man den Menschen durch sein Leben zeigt, wie sie alle seyn sollten. Es ist doch etwas, wenn man nicht genug Kräfte und Gesundheit hat, um mit seinen Armen arbeiten zu können, daß man doch kühn genug ist, aus seiner Einsamkeit den Menschen die Wahrheit zu sagen. Es ist doch Etwas, den Menschen die Thorheit der Meinungen aufzudecken, durch die sie sich unglücklich machen. Weit unnützer wäre ich für meine Landsleute, sagt Rousseau, wenn ich mitten unter ihnen lebte, als jetzt, da ich in meiner Einsamkeit für sie schreibe. Was liegt daran, wo ich wohne, wenn ich nur wirke, wo ich kann?

Aber eine junge Dame aus der deutschen Lesewelt nahm dies nicht so. Sie sagte: Rousseau sey ein Jugendverführer. Deswegen habe er noch als ein Greis in seinen Bekenntnissen seine Fehler, seine lasterhaften Neigungen, die böse Seite seines Herzens, aufgedeckt. Dadurch gebe man Aergerniß. Wenn auch ein guter Mensch den Einfall ge-

---

*) Eo ipso praefulgebant, quod non visebantur.

K.M. Lohse Archiv und Museum Zeitungs… München

habt hätte, ein solches Buch zu schreiben? Aber Rousseau, bei dem das Böse so überwiegend war; der, wie die Geschichte des gestohlenen Bandes beweise, ein so schwarzes Herz hatte! Es seyen tausend Stellen in dem Buche, denen man's ansehe, daß nur Eitelkeit dabei die Feder führte, und andere, denen man's eben so gut ansehe, daß Rousseau lügt! Die ganze Geschichte seiner Jugend sey Erdichtung; denn wer könnte sich solcher unbedeutenden Dinge aus seiner Jugend erinnern? Und wenn man es auch könnte, so fehle doch Allem, was Rousseau davon sagt, das Gepräge der Wahrheit. Man lerne aus dem ganzen Buche nichts, als daß Madame de Warens das Original sey, nach welchem Rousseau seine Julie gezeichnet habe!! Ueberhaupt enthalten Rousseau's Bekenntnisse viele schöne Worte und wenig Gedanken. Rousseau habe auch in seinem ganzen Leben jede Gelegenheit, sich selbst fortzuhelfen und der Welt nützlich zu seyn, von sich gestoßen; er wäre der Welt, wenn er auch nur irgend ein Handwerk getrieben hätte, nützlicher geworden, als durch alle seine gefährlichen Schriften.

Aufhebenswerth war dieses unvergleichliche Urtheil über Rousseau, weil ich glaube, es sey das einzige in seiner Art.*)

---

*) Zu meiner Erbauung und Belehrung sammelte ich eine Menge Urtheile deutscher Damen über Rousseau's Bekenntnisse und schrieb sie alle auf in mein Täfelein. Unter allen gefiel mir keines so gut, wie dies: es sey ein Buch zum Todtlachen! — Wer denkt hier nicht wenigstens an den Suppentopf der grunzigen Madame Clot, in den Rousseau gepißt hat, und an die letzten Worte der Frau von Vercillis — Femme qui pette n'est pas morte? Dieses Urtheil einer sehr muntern, sehr freundlichen,

Rousseaus Bekenntnisse sind freilich kein Buch für die Jugend; aber für mich sind sie eines der merkwürdigsten philosophischen Bücher unsers Jahrhunderts. Ihr kleinster Vorzug ist ihr unerreichbarer Styl und Colorit. Die späteste Nachwelt wird Rousseaus Bekenntnisse lesen und wird nicht fragen: wie alt war Rousseau, als er seinem Jahrhundert auch noch dieses letzte Beispiel seiner Aufrichtigkeit gab?

Freudig wird auch das hohe Alter, und fröhlich müssen seine Tage hinfließen, wenn der Greis auf seinem Gütchen den Segen überzählt, den er nachläßt und den Lohn, der auch schon hier darauf folgt. Rücksicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menschen niederschlagen. Große Seelen erblassen nicht beim Anblick ihres Grabes. Die Kaiserin Maria Theresia ließ selbst ihr Grab bauen und verweilte oft bei diesem schauerlich winkenden Denkmal, dessen Anblick so wenige Menschen ertragen; sie zeigte es oft ihren Kindern und fragte sie dann: Können wir stolz seyn? seht, dies ist nach einigen Jahren die Wohnung der Kaiser!

So erhaben denken zwar wenig Menschen. Aber zurückziehen kann sich doch Jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen, als es werth ist, und in den Augenblicken, die er noch hat, die schon besessenen Kennt-

---

sehr vornehmen, sehr artigen und sehr liebenswürdigen Dame war doch gutmüthig. Wohl bekomme darum der edeln Seele dieses Urtheil bis in's Grab, weil sie nicht nur unserer ganzen Lesewelt, sondern allen Lesern unseres Zeitalters zur Lehre, aus diesem Buche nur so viel behielt, als ihr darin Freude machte.

nisse von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und so wird er dann auch mit Festigkeit glauben an die Morgenröthe jenseits des Grabes, und den Tod weiter für nichts halten, als für sanften Sonnenuntergang des Lebens.

Wahrer Herzensgenuß in der Einsamkeit erzeugt sehr oft religiöse Gesinnungen und Ideen, und diese vermehren hinwieder alle Freuden der Einsamkeit. Ein Leben der Unschuld, der Einfalt und der Ruhe macht das Herz viel geschickter, zu Gott aufzusteigen; der Anblick der ganzen Natur ruft zur Religion und die erhabenste Wirkung der Religion ist Ruhe.

Hast du wahre Religion im Herzen, so sinkt unter deinen Augen die Welt in ihrer Wichtigkeit herunter, und dich drückt viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends. Du lebst auf immergrünen Auen, und siehst um dich her die frischen Wasser, an welchen der Hirte Israels seine Heerde weidet. Das Weltgetümmel kommt dir vor, wie der Donner, der von weitem rollt, oder wie das Getöse entfernter Gewässer, deren Geräusch du hörst, deren Lauf du wahrnimmst, oder deren Wellen an dem hohen Felsen sich zerstoßen, auf dem du stehst. Als Addison sah, daß sein Ende sich nahe, und daß die Aerzte keine Hülfe mehr wissen, sandte er zu einem Jüngling aus seiner Anverwandtschaft, einem Menschen von feinem Gefühle, der über seinen bevorstehenden Verlust äußerst sich betrübte. Der Jüngling kam, aber da das Leben nur noch schimmerte, wie ein ausgebranntes Licht, schwieg der Sterbende. Nach einigem anständigen und schicklichen Verweilen fragte endlich der Jüngling: mein Geliebter, Sie schickten nach mir, was sind Ihre Befehle, ich werde sie heilig befolgen? Addison ergriff

mit möglichster Gewalt die Hand des Jünglings und erwiderte leise: Sieh, wie ruhig ein Christ stirbt.

Solchen Trost und solche Ruhe gibt die Religion, und solchen Frieden der Seele befördert ein Leben voll Einfalt und Unschuld, mehr als irgend eine andere Lage in der Welt. Wenn es auch nicht ganz in unserm Vermögen ist, alle Hindernisse dieses innern Friedens zu vernichten und der Welt ihren Sieg in Allem zu entreißen, so ist doch der Gedanke, Gott Alles aufzuopfern, groß, und bei einem feurigen, guten Herzen sehr natürlich. Warum sind wir noch so oft unzufrieden und elend, warum müssen wir noch so oft über Mangel von Freude und Glückseligkeit klagen, als eben darum, weil wir uns durch den Schein der Dinge täuschen lassen, weil die Sinnlichkeit noch so oft über unsere Vernunft herrscht, weil wir noch so oft betrügliche und flüchtige Güter und Vergnügungen den wesentlichsten und dauerhaftesten Vorzügen und Seligkeiten vorziehen; also mit einem Worte, weil wir nicht fromm sind.

Einer frommen Einsamkeit viele der Stunden zu widmen, die andere auf leere Zerstreuungen verwenden, ist darum edel, und Pflicht. Aber die Frömmigkeit des Einsamen muß nicht Schwärmerei seyn; sie muß nicht alle Menschenvernunft ausstoßen; muß nicht dunkele Empfindungen, spielende Gefühle und sinnliche Vorstellungsarten an die Stelle deutlicher Begriffe setzen; muß nicht Träumereien für Erfahrungen angeben, und Regungen, bei denen man nichts denkt, für allerheiligste Gefühle. Frömmigkeit muß auch nicht Kopfhängerei und Pietisterei seyn, nicht trauriges Zurückweichen von unschuldigen Vergnügungen. Der Fromme soll sich freuen, denn die Freude am Herrn ist seine Stärke, und ein vergnügter Sinn ist die natürliche Wirkung von

Weisheit und Tugend; solche Freude ist Würde der Vernunft und fester männlicher Geist der Religion. Ach, wie oft hat man sodann auch in taube Ohren gerufen, daß die christliche Religion mehr Wirkung thun würde, mehr Tugend und Glückseligkeit in die Welt und mehr Menschen zum Himmel brächte, wenn alle hölzernen Systeme, alle unfruchtbaren speculativen Lehrmeinungen aus dem eigentlichen christlichen Unterrichte wegblieben, und desto mehr diejenigen Vorstellungen getrieben würden, welche wirklich auf das Gemüth und Leben einen Einfluß haben, und nicht von Kopf und Herz abprallen, wie eine Kugel, die man gegen eine Mauer wirft.

Solchen Gegenständen kannst du ruhig und frei auf deinem Landgute nachdenken, wo dir Niemand durch steife schulgerechte Theologie Langeweile macht, wo dir Niemand durch ekelhafte Glaubensmeisterei die Galle in den Magen pumpt, wo alle metaphysischen Katechismussysteme, alle unfruchtbaren mystischen, pietistischen und dogmatischen Hirngespinste verschwinden, wenn du das Auge dessen, der in der Höhe ist, so deutlich in Allem siehst, was um dich her lebt und grünt; und wo du auch keck und ruhig einschlummern kannst, wenn dein Ehrn Pastor auf der Dorfkanzel am Trinitatisfeste zum Thema seiner Predigt nimmt: die göttliche Rechenkunst, nach welcher erstlich Eins Drei, und zweitens Drei Eins ist.

Siehst du ferner in deiner Einsamkeit, was man in der Welt ist, was du hier seyn kannst, und was du am Ende doch werden mußt, so zeigt sich deinem Herzen genug. Erfahren hast du längst, welches schale Wesen, welches seellose Geschöpf der Mensch am Spieltische ist; wie alle Erhebung

des Herzens zu Gott, alles weise Umhersehen in der Welt, alle Schärfe des Verstandes verschwindet, wenn man nirgends Vergnügen hat, als da, oder bei Tafel. Vergessen wirst du dies Alles, wenn es dein wahrer Ernst ist, philosophisch zu denken und christlich zu leben. Geh' darum nach aller Langenweile, welche die Welt im Feierkleide nothwendig gibt und geben muß, nach so manchen leeren und nichtswürdigen Betäubungen der Lüsternheit, der Eitelkeit und Thorheit, abseite, so oft du kannst, um dich zu prüfen, dich zu bessern Entschlüssen zu erwärmen und dich da völliger und länger den Rührungen deines Herzens zu überlassen. Aber bist du noch auf diesem gefahrvollen Meer, so wisse, daß man da mit Klugheit den Felsen und Sandbänken ausweichen, im Sturme ruhig den drohenden Untergang abwenden und sich weniger des Tages freuen muß, da man mit frischem und gutem Winde segelte, als dessen, da man die größten Gefahren überwand.

Einem Menschen, der sich gewöhnt hat, seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden, die er Gott in der Einsamkeit weiht, die schönsten seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmahl eine Uebersicht unsers Lebens seyn soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reiz und ein fester Entschluß, nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter, uns ganz aus dem Gedränge der Welt heraus zu ziehen. Allmählig sehen wir dann immer freier und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter, uns streng zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken

und Alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist. Wenn wir wissen, was unsere Handlungen Gott gefällig macht, so mag es genug seyn für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig seyn kann, daß nothwendig Alles dabei auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe in's Herz, aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher, als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unserer Handlungen und unserer Wege machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen und zur Prüfung dieser großen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir allein sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beibringt. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen, und so sind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann noch der bei uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit ruft uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Tyrannei des Sichtbaren zu freier Beherzigung des Unsichtbaren, von dem

Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gern aus Sälen voll Geräusch und Thorheit in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen so gar nichts von einer feinern und moralischen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist, zu gefallen, und der auch um Mitternacht bei unserer Lampe wacht.

Prediger der Geselligkeit stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr große Dinge zu thun. Aber etwas Großes geschähe erst alsdann, wenn Jeder in seinem Fache etwas mehr thäte, als seine Pflicht, und leider thun wir Alle weniger, und Alles rollt dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu großen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend erlangt man nirgends so gut, wie in der Einsamkeit, und auch da durch nichts so gut, wie durch Religion. Diese macht das Herz frei von eitlen Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen in die Vorsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommnen alle unsere moralischen Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerei in keine von beiden sich mischt, und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichen verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier erlangte Zustand einer fortdauernden Zufrie-

denheit und des herrschenden Vergnügtseyns unserer Seele, wahrscheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchste Freiheit, Alles zu thun und zu seyn, was wir wollen, weil wir im Himmel, diesem Lande der Gelindigkeit und der Freundschaft, nichts Unrechtes wollen können; ein Leben voll Unschuld, wenn wir seyn werden, wie diese Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß der Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Vorsehung; das zweifellose Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen, die hier unsere Seele liebte: dies sind wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich, nach meinem Bedünken, hier bei stillem Nachdenken erlauben darf und um deren Erfüllung mancher Andere gewiß, eben so gern wie ich, alle andere Multiplication unserer jetzigen Güter hingäbe, da eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend der Welt besteht.

Aber diese und alle andere jetzt mit allzumattem Licht leuchtende, mit allzuschwachem Feuer noch erwärmende Wünsche und Hoffnungen sind und bleiben so lange noch Visionen und Träume, bis Grab, Wo.ken und Dunkel die Ewigkeit nicht mehr umhüllen, bis die Decke fällt und bis geoffenbart seyn wird, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz je gekommen ist. Denn mit völliger Ueberzeugung und herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu, daß alle unsere Auesichten in die Ewigkeit doch eigentlich für uns weiter nichts siad, als was dem Blindgebornen die Purpurfarbe war, die er sich wie den Schall einer Trompete dachte *).

---

*) Mehrentheils tragen die Menschen in ihre Aussichten in die Ewigkeit ihre gegenwärtige Sinnesart, Neigungen, Wünsche und Lei-

Mit herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: in dieser Welt voll Zwang und Gewirre, voll Unruhe und Mühseligkeit seyen zwar Freiheit, Muße und Ruhe große Güter; man sehne sich darnach, gleichwie man auf dem Meere nach dem festen Lande sich sehnt und in dem Himmel zu seyn glaubt, wenn man es erblickt. Aber da, wo jede Uebel verschwinden, werde es auch wohl mit solchen Gütern seyn, wie dem auf dem festen Lande Wohnenden, der die Empfindungen des Seefahrers nicht kennt. Nur lasse man mich dem Gedanken nachhängen, daß man in der Ewigkeit eine Welt von Ruhe ohne Sinnlichkeit habe, ob es gleich unmöglich ist, etwas über die Art des Genusses jener endlosen Glückseligkeit zu bestimmen. Eine Ewigkeit von Ruhe ist der höchste Begriff von Glückseligkeit, den meine Seele zu denken vermag, weil schon Ruhe im Herzen für eine halbe Stunde hier alles andere Erdenglück überwiegt. Und da also innerliche und äußerliche Ruhe doch schon hier der unleugbare Anfang der Seligkeit ist, so mag es uns auch wohl für die Ewigkeit nützen, wenn wir glauben und behaupten: man könne in einer bescheidenen und gemäßigten Entfernung vom Men-

---

denschaften. Darum bin ich auch ganz der Meinung unsers großen deutschen Philosophen, des Herrn Garve, daß der Demüthige unmöglich von Herzen demüthig seyn könne, welcher hofft, Gott werde ihn dereinst in der Ewigkeit durch Ehre und Herrschaft belohnen! Darum sagte eine junge und sehr schöne deutsche Dame: sie hoffe einst in der Ewigkeit ein Kleid von leichtem Silberflor mit einem Gürtel von Colibrifedern zu tragen und in einemfort im Himmel zu schweben auf einem Teppich von Rosenblättern über Aether gespannt! Darum ward in einer großen Gesellschaft verheiratheter Damen von Stande, in welcher man die Frage aufwarf, ob wohl die Ehen in der Ewigkeit fortdauern werden? einstimmig geschrien: davor bewahre uns der liebe Gott!

schengewühle Fertigkeiten der Seele erwerben, welche Elemente seyen unsers Glückes in der zukünftigen Welt.

Hier schließe ich meine Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit für das Herz. Möchten dieselben auch nur einige nützliche Gesinnungen und Wahrheiten gangbarer machen, auch nur ein Weniges zum Genusse einer Art von Glückseligkeit beitragen, die uns so nahe liegt. Mehr verlange ich nicht. Uebrigens lebe Jeder, wie es ihm gefällt und übe Tugend aus, wo er will, und verschaffe sich nach eigener Wahl jedes Vergnügen, wovon er überzeugt ist, es habe hier und in der Ewigkeit den Beifall Gottes und seines Gewissens.

Zwölftes Capitel.

Uebersicht des Ganzen. Reflexionen über Mystik und Möncherei. Beschluß.

Ein plattdeutscher Arzt gab mir vor eilf Jahren im hannöverischen Magazin zu verstehen: ich denke mir Neuigkeiten von der Ewigkeit und von Indien und kenne die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar und mich selbst nicht.

Was ich mir von der Ewigkeit denke, zeigt das Ende des vorhergehenden Capitels. Die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar und mich selbst kenne ich vielleicht noch weit weniger, als der plattdeutsche Doctor glaubt, denn Menschenkennerei ist schwer und Kenntniß seiner selbst ist selten. Es kann seyn, daß ich in jeder Hinsicht ein armer Tropf bin, wenn mich ein so großer Mann auf seiner Wage wiegt. Es kann seyn, daß ich in diesem ganzen Buche über die Einsamkeit viele Dinge ganz unrecht ansehe. Vielleicht sieht man aber auch Vieles unrecht an mir und in diesem Buche.

Vorlängst ward mir öffentlich vorgeworfen, ich sey der fluchwürdigste Verächter der Einsamkeit. Nun wird man laut behaupten, ich lobe die Einsamkeit mit zu vielem Enthusiasmus; ich predige zu strenge Sitten, eine zum Weltglück ganz unbrauchbare Erhabenheit der Seele, wahre Menschenverachtung, gefährliche Geringschätzung aller äußern Vortheile, dumme Ruhe und Festigkeit des Gemüths und unverantwortlichen Ekel gegen Welt und Umgang; ich schwäche dadurch nicht nur den Trieb zur Geselligkeit, sondern ich vermehre bei jedem Menschen die Klagen seiner eigenen Unzufriedenheit; ich rufe jeden Weltbürger und jeden Menschenfreund von der Gasse, vom Weinhause und vom Spieltische weg; ich errege bei Menschen, die zum Gehorchen geschaffen sind, nicht etwa den schuldigen Diensteifer, sondern vielmehr die pflichtwidrige Begierde, nach eigenem Gefallen zu leben; ich mache sie zu philosophisch, zu fromm und zu frei. Kurz, indem ich das stille Privatleben zu sehr anpreise, vernichte ich nicht nur jede gesellschaftliche Tugend, sondern ich zerstöre alle Achtung für Landessitte, Lebensart, Urbanität, Galanterie und guten Ton durch den heidnischen Kaltsinn, den ich den Menschen beibringe gegen die größten und unleugbarsten Freuden des Lebens, gegen Assembleen und Clubbs und jeden andern Ergießungsort menschlicher Empfindungen und Gedanken.

Es war indessen nie meine Absicht, irgend eine gesellschaftliche Tugend bei irgend einem Menschen zu schwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückseligkeit erlöscht gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt. Gibt auch eine gewisse Erhebung des Gemüths dem spekulativen Einsamen einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, so macht dann doch dieselbe wirksame Denkart, durch die so mancher Mensch schon in der Einsamkeit gut und nützlich

werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übt, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unsere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seyen; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends, als bei Gott. Es ist auch darum unmöglich, ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Petrarcha hatte sich lange zu einem einsamen Leben gezwungen. Wäre Laura für ihn gefälliger gewesen, so hätte er sich vielleicht nie nach Vauclüse begeben. Einsamkeit allein konnte ihm ersetzen, was er an Laura verlor; und doch entschieden in seinen zwanzig schönsten Jahren die Blicke der Laura sein Glück und sein Unglück, seine Freude und sein Leid. Er schämte sich zwar, noch in seinem drei und vierzigsten Jahre in den Ketten einer Frau sich zu sehen, die ihn mißhandelte; er versuchte zuweilen, von diesen Ketten sich loszumachen, aber es gelang ihm nicht. Indessen verabscheute er den Hof von Avignon; der Aufenthalt in dieser Stadt war ihm unausstehlich, und doch war die Kraft, die ihn immer nach Avignon zog, immer stärker, als er. Am Ende ward ihm seine Einsamkeit so lästig, sie machte ihn seiner selbst so überdrüssig, daß er gar nicht mehr allein zu seyn vermochte. Also warf sich dieser berühmte Einsiedler von Vauclüse plötzlich in die Welt und in die Zerstreuung. Man erstaunte in Avignon, den Petrarcha, diesen Misanthropen, diesen wilden Menschen, dem nirgends wohl war, als in den Wäldern, auf einmal in allen Assembleen zu sehen und an allen öffentlichen Oertern.

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geistes und eine eiserne Gesundheit haben, um fähig zu seyn, durch bloßes Denken das unangenehme Gefühl der Einsamkeit immer zu zerstreuen. Wer diese Kräfte nicht besitzt und ganz von seines Gleichen getrennt ist, hat keine Stütze, an die er sich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Trost. Die Natur selbst will unsere Vereinigung mit einem Geschöpfe unserer Art, und ruft uns dieses Gesetz durch alle unsere Gefühle in's Herz. Die ganze Geschichte der hochgelobten Einsiedler von Egypten und dem ganzen Orient bezeugt diese ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Gesellschaft lebenden, menschlichen Geschlechte den schaurigsten und abscheulichsten Begriff haben, wenn man, wie jener französische Mönch, sich auf dem Vesuvius eine Einsiedelei baut, und die Nachbarschaft dieses Feuerschlunds werther hält, als die Gesellschaft der Menschen.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen. Ohne Convulsionen der Seele vertrocknet gewiß in einem solchen Gemüthe die Begierde nie, den Menschen sich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an sie sich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genießen. Es war ein schönes und liebes Wort von Petrarcha, als er sagte; die Sanftheit meines Charakters zieht mich immer wieder in die Welt, die ich aus Geschmack fliehe.

Wäre auch der Mensch in unsern Zeiten dem Menschen noch weniger nothwendig; glaubten wir wirklich in Büchern Alles zu finden, was wissenswerth ist; wollten wir also nur studiren, und übrigens die ganze Welt zur Seite lassen, so würden wir uns doch dadurch des Gewinnes berauben, den wir aus dem Umgange mit weisen und erfahrnen Menschen ziehen könnten. So würde die Jugend von dem Alter ent-

fernt, die geschäftigste Einsamkeit eben dadurch weniger nützlich gemacht, weil man sie nicht mit gutem Umgange abwechselte; und so würden wir allerdings nichts als dürre Gelehrte und Buchstabenmenschen *).

---

*) Herr Mendelssohn sagt dies hinreißend und unvergleichlich schön in seiner Schrift über religiöse Macht und Judenthum mit folgenden Worten: „Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und den Menschen kennen nur aus Schriften; arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreiberei. Der Prediger unterhält sich nicht mit seiner Gemeinde, er liest oder declamirt vor ihr eine aufgeschriebene Abhandlung. Der Lehrer auf dem Katheder liest seine geschriebenen Hefte. Alles ist todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendigen Unterhaltung. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und vertragen uns in Briefen, unser ganzer Umgang ist Briefwechsel, und wenn wir zusammen kommen, so kennen wir keine andere Unterhaltung, als spielen oder vorlesen."

„Daher ist es gekommen, daß der Mensch für den Menschen fast seinen Werth verloren hat. Der Umgang des Weisen wird nicht gesucht; denn wir finden seine Weisheit in Schriften. Alles, was wir thun, ist, ihn zum Schreiben aufzumuntern, wenn wir etwa glauben, daß er noch nicht genug hat drucken lassen. Das graue Alter hat seine Ehrwürdigkeit verloren, denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Büchern, als jenes aus Erfahrung. Wohlverstanden oder übelverstanden, darauf kommt es nicht an; genug, er weiß es, trägt es auf den Lippen und kann es dreister an den Mann bringen, als der ehrliche Greis, dem vielleicht mehr die Begriffe, als die Worte zu Gebote stehen. Wir begreifen nicht mehr, wie der Prophet es hat für ein erschreckliches Uebel halten können, daß der Jüngling sich erhebe über den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate habe den Untergang prophezeihen können, weil in einer öffentlichen Versammlung sich eine muthwillige Jugend über einen Alten lustig gemacht hatte. Wir brauchen des erfahrnen Mannes nicht, wir

Aber ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen, und er gelangt nie zu einer gewissen Stufe von Erfahrung, Weisheit und Tugend. Ewig wahr ist, was ein weiser Menschenlehrer gesagt hat: nie werde unsere ganze Bestimmung erfüllt, ohne diesen Wechsel des Umganges mit den Menschen und des Umganges mit sich selbst; ohne die Munterkeit des gesellschaftlichen und den Ernst des einsamen Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirksamkeit unter Vielen, und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch und Stille; ohne Zerstreuung und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist angenehm, seine Muße mit interessanten Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig genießt der Einsame für sich größeres geistiges Vergnügen,

---

brauchen nur seine Schriften. Mit einem Worte, wir sind litterati, Buchstabenmenschen."

„So war es nicht in den grauen Tagen der Vorwelt. Kann man nun schon nicht sagen, es war besser; so war es doch sicherlich anders. Der Mensch war dem Menschen nothwendiger; die Lehren waren genauer mit dem Leben, Betrachtung inniger mit Handlung verbunden. Der Unerfahrne mußte dem Erfahrnen, der Schüler seinem Lehrer auf dem Fuße nachfolgen, seinen Umgang suchen, ihn beobachten und gleichsam ausholen, wenn er seine Wißbegierde befriedigen wollte."

als der Geschäftsmann, aber man wäre eigennützig und Gott mißfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerlei Vergnügen immer genießen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebt, da wird es nicht ewig hinstreben. Man wird Alles satt, wenn der Körper leidet, indem der Geist genießt. Ein einziges Tröpfchen guter Laune ist mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wissenschaft und aller Ruhm auf Erden; und darum führt uns die Philosophie an ihrer Hand, in die Gesellschaft der Menschen und sagt: Thätigkeit unter Menschen sey der Zweck, wo die Natur hinstrebt, und ohne dessen Erreichung sey man auch bei den größten Verstandesvorzügen im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben; der starke Trieb der Geselligkeit, den er in unsere Natur gelegt hat, ist eine sehr deutliche Erklärung seiner Absichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärtesten Ausleger seiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorschriften des göttlichen Wortes zur Dienstfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beste und zu manchen andern Pflichten der Gesellschaft gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubniß seyn sollte, mit einer gänzlichen Absonderung uns von der Welt entfernen und unsere Tage zuzubringen in einem einsamen und andächtig scheinenden Müßiggange. Die aufgeklärtesten Theologen sagen uns, der Heiland der Welt habe durch seine Lehren und sein Leben jene anachoretischen Grundsätze widerlegt, welche die Menschen wohl zu eigensinnigen

Sonderlingen und Menschenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fordere uns der Erlöser mit seinem Beispiele auf, daß wir zu gewissen Zeiten uns in die Einsamkeit begeben. Er habe in Gesellschaft wie andere Menschen gelebt, und also auch zu seinen Jüngern weder Einsiedler noch Müßiggänger verlangt. Er habe sich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen und in der Einsamkeit vertraulich mit Gott sich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Christ sich nicht beständig durch die Geschäfte und Angelegenheiten der Welt müsse zerstreuen lassen und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, sondern er müsse sich zuweilen von ihr absondern und keine andere Gesellschaft haben, als sein Herz und Gott. Also sey ein gänzliches Zurückziehen von der Welt so wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige römische Kirche wähnte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts Anderes, als ein Mißbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens und die Geschäftigkeit im Stillen wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die Zeitvertreibe und geringern Freuden der Welt als Erholungen nach Arbeit und Sorge betrachten. Alles ist gut, was die Menschen vereinigt, was sie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiser, tugendhafter, unter sich selbst liebreicher, zutraulicher und einträchtiger macht; und in so weit lege ich einen sehr hohen Werth auf Assembleen und Clubbs. Sinnliche Vergnügungen müssen immer mit geistigen abwechseln, wenn auch gleich diese reiner, edler und dauerhafter sind, als jene. Von einsamen Speculationen muß man durchaus zu körperlichen Uebungen und sinnlichem Zeitvertreibe übergehen. Es ist vielleicht kein Mensch, der nicht erfahren hat, daß durch unschuldiges, sinnliches Vergnügen das Strenge und Ueber-

spannte in unsern Urtheilen und Sitten seine Schärfe verliert. Ach, wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menschen bemerken, der uns auf den Gassen immer stolz, steif und kalt anblickte! Eine fröhliche Gesellschaft und ein freundliches Gastmahl geben also allerdings der Tugend eine heitere Miene und der Frömmigkeit eine fröhlichere Gestalt; und beide gewinnen gewiß manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tabaksnebel.

Schwermüthig müssen wir uns darum nicht dem Umgange entziehen. Wir müssen zufrieden seyn mit dem Mittelmäßigen und Gemeinen, das in dem Gespräche vorkommt. Wir müssen bei keinem der eingeführten Zeitvertreibe Langeweile haben. Wir müssen niemals von interessanten Dingen sprechen, wenn sie etwa nur uns interessiren. Wir müssen immer blos auf das sehen, was Andern Freude macht, und von ihnen Alles mit Wohlgefallen annehmen, so sehr es auch etwa für eine kleine Weile unsern Verstand vertrocknet und unsere Einbildungskraft auslöscht. Wir müssen so viel, als uns von unserer Seele jetzt eben brauchbar ist, mit allen Kräften auf die Gegenstände, Personen und Sachen richten, welche die Gesellschaft beschäftigen; und so sind wir dann gewiß recht liebenswürdige Leute.

Liebenswürdig ist eigentlich Jeder für Diejenigen, denen es nur darauf ankommt, daß ihre Assembleen immer voll seyen. Wer im Spiele mit der Dame des Hauses sein Geld ohne Murren verliert, ist gewöhnlich in den Augen dieser Dame der vortrefflichste Mann in der ganzen Stadt. Jeder schale Mensch ist auf jeder Assemblee willkommen, weil er doch immer einen Platz an einem Spieltische ausfüllt. Sogar die elegante Weltdame, welche eifrig und feurig auf jede

Assemblee und in jede Gesellschaft läuft und in ihrem Leben nie Langeweile hat, als wenn sie sich etwa gezwungen sieht, des Abends mit ihrem Manne und mit ihren Kindern zu essen, spielt auf einer Assemblee nicht eine größere Rolle, als der ungenießbare Mann, der schon so lange dem Vaterlande dient, täglich das Rad seiner Geschäfte durch die alten Gleise treibt, und von Allem, was in der Welt geschrieben und gedacht wird, nichts liest und nichts versteht, weil er doch täglich in schöner Gesellschaft erscheint und sich da in seiner großen Perücke recht gut ausnimmt.

Abtrünnige aus der Gesellschaft gibt es indessen auch mit Recht. Um mehr zu thun und in einer größern Ausbreitung zu wirken, muß mancher gern viel sitzen und gern wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bei den Predigern der Geselligkeit doch zuweilen Vergebung und bei vielen Menschen eine freundliche Aufnahme, wenn sie auch nicht immer da zu sehen sind, wo man sie erwartete. Wichtig ist nicht Alles, was Tausende von Einem verlangen; und jedem rechtschaffenen Manne wird sein Gewissen genug sagen, was das Wichtigste ist, das er an jedem Tage zu thun hat. Man ist deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gern im Dunkeln wohnt; Mancher würde sehr gern da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entschleicht blos dem Tumult, um etwas Wesentlicheres zu thun, als im Tumult geschieht; aber er geht auch gern in den Tumult, wenn etwas Wesentliches darin zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und Mancher wirkt in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwei Beine.

Gelehrte Einsamkeit und ein völliges Leben im Schlafrock ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit größere Kräfte ausgeübt werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer scheinen mag, so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, so thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Gesellschaft, indem er ihr laut aus seiner Kammer sagte was er ihr unter den Fesseln der Geselligkeit, der Höflichkeit und des Respects verschweigt.

Ein Professor kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht *). Muß man viel in der Welt leben, so ist es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als Gelehrter ent=

---

*) Tout homme absorbé dans des méditations profondes, sagt Helvetius vortrefflich, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages qui font la science de gens du monde; aussi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde sentent que la connaissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mene à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'élève point audessus de la mediocrité, et qu'enfin le génie supposé toujours, dans un homme, un desir vif de la gloire, qui, le rendant insensible à toute espèce de desir, n'ouvre son ame qu'à la passion de s'éclairer.

fernt von der Welt, und sieht sich von allem dem leeren, abgeschmackten Geschwätz befreit, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergießung des Herzens befördert, sondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: so thut man auch gern auf alle die Vortheile Verzicht, die insonderheit für äußerliche Ausbildung die Gesellschaft bringen kann. Aber doppelt ehrwürdig ist der Gelehrte, der selbst in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit gelernt hat, durch einen scharfen Verstand und durch ein gutes Herz aller Menschen Herzen zu sich zu reißen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einsame aus der gelehrten Klasse für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt immer weit mehr und weit gräßlichere Pedanten, als in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juristen, deren Mund von Rechtsfällen und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeschichten überfließt. Die Ursache ist gar nicht, daß diese Herren etwa Gelehrte sind, denn das sind sie sehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertrefflich: die Ursache sey, weil keiner von diesen geschwätzigen Juristen und keiner von diesen geschwätzigen Aerzten Herr über sich ist; weil jeder von einer gewissen Leidenschaft beherrscht wird, oder von gewissen Ideen eingenommen ist, die sich mit Gewalt hervordrängen; die sich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir also ein solcher unbändiger Jurist mit seinen Processen und ein solcher abgeschmackter Arzt mit seinen Krankengeschichten auf den Leib: so denke du mit Lammessinn, was uns Garve so menschenfreundlich lehrt: diese guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verloren, womit man seine Reden und Handlungen immer nach den

Umständen und nach den Personen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenschaftliche Menschen ziehen sie keine Umstände zu Rathe; sie richten sich blos nach sich selbst. Sie begehen Unschicklichkeiten wegen der völligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Universitäten die Wohnsitze der Pedanterei, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutschen Provinz mitten in der schönen Welt unter der seltsamen und zahlreichen Klasse von Menschen, die man jetzt die Lesewelt nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Name ist neu, wie die Sache. Die deutsche Lesewelt ist eine von der Gelehrtenrepublik äußerst verschiedene Republik; denn durch die eine kommt der menschliche Verstand empor und durch die andere mehrentheils herunter. Verständige Menschen lesen, um aus Büchern zu lernen; die Lesewelt liest, um mit Büchern Pedanterei zu treiben, das ist, in das Wenige, was sie liest, eine große und ausschließende Wichtigkeit zu setzen, die nicht darin ist, und dann von allen andern Menschen kurzum zu verlangen, daß ihnen diese Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es ist ganz unleidlich, wie man examinirt wird, sobald man das Unglück hat, etwa unversehens mitten unter diese Lesewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, so fällt euch schon Einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtorisch wissen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leset? Ein Anderer scheint seiner Sache völlig gewiß, und sagt: Sie lesen doch das graue Ungeheuer?

Ein Dritter, ein Vierter, ein Fünfter, ein Sechster, ein Siebenter, ein Achter, ein Neunter, ein Zehnter legen in der Reihe ihre Karten weg und rufen laut: ganz unstreitig haben Sie die hellrothen und hellblauen, oder gewiß das grasgrüne oder violette und unfehlbar das zeisiggrüne orangengelbe Journal gelesen? Auf einer einzigen Assemblee und einem einzigen Souper läuft man bei der Lesewelt gewöhnlich fünfzigmal durch diese Hechel und muß sich dann freilich einen schnöden Blick von Jedem gefallen lassen, dessen Journal man nicht liest, oder nicht gelesen zu haben vorgibt. Völlig für verloren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Lesewelt, der vollends zwischen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatsschriften und Journale lesen, sondern gar alle Neuigkeiten *).

Widersinnig ist hingegen die Rolle, die man mitten unter allem diesem Leselärm, mitten unter allem diesem beständigen Geschwätze von dem Wenigen, das man liest, mit Denjenigen spielt, welche Bücher schreiben. Von Rechts wegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen und Sitten an die Wand malt, mit allen Menschen verlegen seyn; aber Jeder, der mit ihm umgeht, ist es vielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und verschließen sich

---

*) Neuigkeiten heißen bei den Buchhändlern solche Sachen, die für die Lesewelt gehören: Journale, Monatschriften, Almanache, Comödien, Romane, kleine lustige Sachen und Poetereien, auch Pasquille auf große Herren, die gewöhnlich den geschwindesten und größten Abgang haben, aber nicht in den Catalogus kommen. Ich habe nur erst einen Ballen mit Neuigkeiten voran geschickt, sagt der Buchhändler; das Uebrige (nämlich größere Werke und ernsthafte Bücher) kommt nach.

vor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedem auch nur von fern auf sein Buch sich beziehenden Wort aus. Die Lesewelt hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bei dieser allgemeinen Zurückhaltung, bei dieser comischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken: sie halten alle insgesammt Schriftstellerei für ein Landesverbrechen *).

Alle diese Sonderbarkeiten der Weltleute in unseren Provinzen zeigen also wahrlich zur Genüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht ist, das ihnen ihr Weltumgang gibt; und wie viel besser es wäre, gar nichts zu lesen, als seine Leserei jedem unter die Nase zu reiben, und dann doch vor jedem Schriftsteller sich zu scheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freilich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrscht, wo man keine Art von Pedanterei treibt und duldet, und wo sogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier sich außer seinem Elemente

---

*) Hierher gehört auch die Aengstlichkeit, mit der sich die Lesewelt so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Leibe schafft, dessen Buch sie geschenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müssen, ergreift man den nämlichen Augenblick, da das Buch im Hause abgeliefert wird, und also bevor es möglich ist, etwas mehr als das Titelblatt gelesen zu haben, und bedankt sich ehrerbietigst für das vortreffliche Werk; oder man findet sich mit dem Verfasser durch ein Compliment im Canzleistyl ab, das sich auf ein Buch just eben so gut paßt, als auf ein paar geschenkte Knackwürste.

findet. Für Männer, die oft und viel allein sind, wäre solcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürsten und Großen, eine Uebung in der männlichsten Philosophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einem Großen eine einzige kühne Wahrheit in's Gesicht zu sagen, als hundert solche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Großen nie vergessen, wie gefährlich es ist, mit Großen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dies nie behagt. Man muß beinahe Nichts sagen, von dessen Wirkung man nicht gewiß ist. Wer Welt und Menschen kennt, redlich und offen spricht, alle Schliche verachtet, keinem Menschen Unrecht thut, keinem schaden will, wenn er auch könnte, immer gern das Gute aushebt, das doch beinahe von jedem Menschen gesagt werden kann, der läßt doch zuweilen bei Fürsten und Großen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeiht.

Große, die große Dinge gethan haben, oder thun werden, sind doch wahrlich für jeden Denker interessant. Wer freut sich nicht innigst, wenn er sieht, wie liebenswürdig auch Monarchen seyn können, vor deren üblen Laune Millionen von Menschen zittern. Welcher Menschenbeobachter möchte nicht den jungen Cäsar schon in der Zeit oft ganz allein gesehen und gesprochen haben, als Sylla von ihm sagte: traut diesem jungen Menschen nicht, der so unbescheiden durch die Gassen geht, ich sehe in ihm viele Marius. Der Anblick großer Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muster wird für alle, oder großer Kräfte in ihrem Keim, sind beide äußerst interessant; und wer freut sich nicht, wenn er in der Nähe sieht, daß feines Gefühl und sanfte Menschheit bei solchen Kräften wohnt?

Umgang mit Vornehmen sollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutschland zumal findet man doch ganz unstreitig die meisten liebenswürdigen Menschen in der Classe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdient zwar jeder Mensch, der sich einem Vornehmen aus keiner andern Ursache aufdringt, ihn aus keiner andern Ursache ehrt und schätzt, als blos wegen seiner Geburt, wegen seines Namens und Ranges und weil es seinem erbärmlichen Ehrgeiz schmeichelt. Mainz ist der Ort, dessen Adel man für den ältesten und reinsten in Deutschland hält; und nirgends soll sich, wie man sagt, der Mittelstand so tief vor dem Adel beugen, wie in Schlesien. Aber zuverlässig wird deswegen doch kein mainzischer oder schlesischer Philosoph seinen Freunden den Rücken kehren für ein Mittagessen bei einer gnädigen Frau, oder um die Bekanntschaft mit einem Edelmann ohne Kopf.

Einsamkeit und Weltleben wird man also nützlich genießen, wenn man dort seine Tage gewissenhaft hinbringt, hier mit Verstand und Würde des Betragens; wenn man in beiden seine Rolle gut spielt, die Nachtheile der Einsamkeit durch Weltumgang mildert, und die Nachtheile der Geselligkeit durch Einsamkeit. Aber übertrieben und ausschließend soll man überhaupt weder die Einsamkeit loben, noch das gesellschaftliche Leben. In beiden kann man sich der Welt sehr überflüssig machen, dort durch eigensüchtige Ruhe, hier durch nichtsbedeutende Regsamkeit. Immer wird es, wenn die Erziehung nicht ganz einseitig ist, Menschen genug geben, die vermögend sind auf jede Weise nützlich zu werden; wie ein sanfter Fluß, der nicht nur durch einsame Thäler und zwischen Heerden und Hirten hinfließt, sondern auch volkreiche Städte in seinem Laufe besucht und diesen zugleich zur Zierde dient und zum Vortheil.

Zur Vollkommenheit des Ganzen würde das beschauliche und das thätige Leben gleichviel beitragen, wenn jeder Mensch da stünde, wo er hingehört. Der erste und letzte Zweck des Lebens ist doch wohl glücklich zu seyn, also sich selbst alles mögliche Gute zu verschaffen, und dann auch für andere alles mögliche Gute zu thun. Aber viele Menschen sind durch Schicksal und Umstände nicht dahingestellt, wo sie hingehören. Seine Rolle würde mancher in guter Gesellschaft sehr gut spielen, aber er muß in einem kleinen Städtchen seinen Geist aufgeben. Viele stellt Adel und Rang in der großen Welt überall vorn, welche Ursache hätten, vor aller Welt sich zu verbergen.

Grausam verdammt man oft Personen zu einem öden, einsamen und traurigen Leben, welche in der Stadt Alles um sich her beseelten, den Geistlosen Geist gaben, den Traurigen Muth, und nun Nichts werden müssen aus lauter Vernunft. Wie manche geistreiche Frau vermodert auf dem Lande, wenn ihr Mann für ihren Geist und ihr Herz gar keinen Sinn hat; wenn ihr nur etwa ein paar wüste und leere Grafen und Landjunker, ab und zu, in's Haus stiefeln; wenn sie Niemand sieht, der sie versteht und befriedigt, der Ohren hat, wenn sie spricht und ein Herz für ihr Herz. Aber wie glücklich ist dann auch die Frau, welche in der Welt keine Lage nach ihrem Sinne verlangt, aber selbst den Sinn für jede Lage findet, also immer Ruhe in der Ausübung ihrer Pflicht, Reize in der Heide und Blumen unter Dornen.

Benutzt man auf's Beste jede Lage, in die uns die Vorsehung gesetzt hat, so findet sich auch leicht Trost in der Einsamkeit und Vergnügen im Umgang. Einsamkeit gibt Alles, was man im Umgang nicht findet. Umgang, so

schlecht er auch seyn mag, gibt immer Stoff zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder und selbst durch den Nichtgebrauch seiner Kraft einen neuen Zufluß von Geist und Kraft. Geht mit Widerwillen in Gesellschaft, wenn es nicht anders seyn kann, aber geht; überlaßt euch da einem anständigen Leichtsinn; nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, so gering es auch seyn mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf und Freude in's Herz, und dann gelingt wieder ernsthafte Meditation und eiserne Arbeit.

Billig halten sich in mancher Hinsicht die Vorzüge des Weltlebens und die Vorzüge des spekulativen Lebens die Waage. Ein sehr großer Mann war der Meinung, es gebühre Gott und den Engeln allein, bloße Zuschauer in der Welt zu seyn. Deswegen müsse man das spekulative Leben ganz verwerfen, in sofern es nämlich ganz auf sich selbst eingeschränkt ist und in der menschlichen Gesellschaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachsichtig wird man dann auch wieder gegen den eigensüchtigsten Einsamen, der doch auch nur seine Verstandeskräfte übt, dem es doch auch zu etwas nütze ist, daß er eine Seele hat, die ihm das Leere der Muße und der Einsamkeit ausfüllt: wenn man den Mißbrauch betrachtet, den Weltmenschen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen, wenn man sieht, wie sie dadurch alle Aufmerksamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geisteskraft bei ihnen erschlafft und wegschwindet; wie leer, wie schaal, wie kernlos allmälig Alles wird, was sie denken und sagen; wie schwer man sich überhaupt aus dem weichen Schooße des Nichtsthuns und des Gassenlaufens zu intellectueller Würde aufrafft; wie ungern man seine Begriffe sammelt und seine

Neugier wieder anfacht, um mit Hitze auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr sey, als Gutes denken, gemeinnützige Geschäftigkeit mehr als innere Beschäftigung, des Verstandes und Untersuchungen, welche man bei sich insgeheim anstellt, großmüthige Aufopferung für Andere verdienstlicher, als der reinste Selbstgenuß: so kann man doch nicht leugnen, daß man auch schon viel Gutes in der Stille thut, wenn man sich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Mensch ist eben so gut zum Denken wie zum Handeln, also zum spekulativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Absicht, daß er in beiden sich übe und fähig sey, in beiden der Absicht Gottes zu entsprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre also eben so wenig Philosophie, als eine gänzliche Unlust an der Einsamkeit. Man muß wechselsweise beide satt werden, um beide zu genießen.

Einer großen Entschuldigung scheint der Trieb zur Einsamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewährt. Aber wenn man diese in der Welt nicht hatte und in der Einsamkeit nicht findet, dann ist offenbar etwas Ungesundes in der Seele und dann mißbilligt die Vernunft diesen Trieb.

Treibt uns Mißvergnügen und Abneigung gegen Menschen in die Einsamkeit, und wir vergessen in derselben unser Mißvergnügen und unsere Abneigung, so ist der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dies ist der Fall, wenn wir uns in der Einsamkeit nützlich beschäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlassen hatten, in unsere Einsamkeit mitnehmen, wenn uns auch da unser Mißmuth über Alles,

was wir sehen und hören, nicht verläßt, so verlieren wir an Menschenliebe, was wir vielleicht an Menschenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menschen gewährt nicht Ruhe.

Bei der größten Abneigung gegen die meisten Menschen, die dich umgeben, solltest du diese Menschen nicht immer fliehen. Je weniger du alle siehst, desto mehr Nahrung gewinnt dein unglücklicher Widerwillen und desto gewisser wirst du ein Misanthrop. Vermeidest du hingegen die Gesellschaften der Menschen nicht ganz, so hast du gewiß manche Gelegenheit, eine gute Seite an manchem Menschen zu sehen, den du nur nicht genug kanntest; du wirst Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubtest, er verdiene sie nicht. Niemals sollte man darum mehr versuchen in Gesellschaft zu gehen, als eben wenn uns dies am meisten Angst und Zwang kostet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Gesellschaft sich zeigt, kommt doch manchmal aus derselben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keineswegs will ich also Misanthropie aussäen, wenn ich sage, dies und jenes veranlaßt in uns Misanthropie. Die Geschichte des Triebes zur Einsamkeit enthält ja auch die Geschichte von mancher traurigen Krankheit der Seele; und wäre es mir gelungen, diese Krankheiten richtig zu zeichnen, so hätte ich vielleicht auch nicht ohne Glück ihren Hülfsmitteln nachgedacht.

Ekel und Abscheu entfernen wechselseitig den Menschen von dem Menschen in mancher deutschen Provinz, wo bei dem Umgange, den man sich wählt, nur Adel und Familie in Betrachtung kommen und niemals Anlagen und Eigenschaften zu gutem Umgange. Da fürchtet manche hochade-

lige Dame, mehr als Sünde, Tod, Teufel und Ewigkeit, daß man sie mit Leuten umgehen sehe, die nicht von Familie sind; aber sie fürchtet sich vor nichts, wenn sie ihren Bedienten bei sich im Bette hat. Haus und Hof verlassen solche Damen, sie verlassen Städte, die in den fruchtbarsten und schönsten Gegenden liegen, in denen Künste und Wissenschaften blühen, in denen Aufklärung überall gedeiht, in denen Kaufmannschaft den Reichthum, den Ueberfluß und alle Reizungen der Sinnlichkeit verbreitet, nur um nicht öffentlich mit Menschen umgehen zu müssen, die nicht von Familie sind. Allen diesen unklugen Stolz erwiedert der verständige Unadel mit zehnfach edlerm Stolze. Jeder flieht weit von jedem Orte, wo er nur Leute antrifft, vor denen ihm ekelt. Aber sobald man solche Leute nicht auch ganz vergißt; sobald die unangenehmen Eindrücke, die der Unadelige dem Adeligen und der Adelige dem Unadeligen macht, eine dauerhafte Abneigung erzeugen und nicht augenblicklich verdämpfen; sobald diese Abneigung gar in Haß und Abscheu sich verwandelt: o so ist man auf Abwegen, welche Gott und alle guten Menschen mißbilligen! Hasset man auch den Umgang noch nicht, den man fliehet, so ärgert man sich doch zuweilen über das, was diesem Umgange mangelt, und erfüllt dadurch sein Herz mit immer größerer Unlust, und so verfällt man in Mißmuth und Melancholie: also in einen Zustand der Seele, in welchem man sich selbst oft verächtlicher und schlechter vorkommt, als aller Adel und Unadel ist, den man flieht.

Scharfsichtig und billig hat ein berühmter Engländer dies Alles überdacht, als er sagte: der allgemeine gesellschaftliche Umgang gebe kein merkliches Vergnügen, und gänzliche Einsamkeit das höchste Mißvergnügen und den

größten Schmerz. Also sey Schmerz das Uebergewicht, wenn man das allgemeine gesellschaftliche Vergnügen mit den Wirkungen gänzlicher Einsamkeit vergleicht. Jedes wahre gesellschaftliche Vergnügen hingegen überwiege allen Schmerz, den der Mangel dieser Vergnügungen gibt; denn gute Gesellschaft, lebhafter Umgang, inniger Freundschaftsgenuß, erfüllen die Seele mit angenehmen Gefühlen. Aber auch Einsamkeit sey auf eine Weile sehr angenehm. Also könne man hieraus vielleicht wohl schließen, wir seyen zugleich für Beschaulichkeit und Thätigkeit geschaffen, weil uns Einsamkeit eben so wohl als Umgang Vergnügen gebe; gleichwie die obige Beobachtung uns bemerklich mache, daß gänzliche Einsamkeit dem Zwecke unsers Daseyns völlig widerstrebe, und selbst der Tod kaum schrecklicher sey, als anachoretische Einsamkeit.

Bart und Kaputze mögen immer den Werth behalten, der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als Weltbürger leben, und so viel Gutes, als uns möglich ist, unter den Menschen thun. Aber nur die Freiheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können, so oft es uns gutdünkt, und allein zu seyn mitten im Drange der Geschäfte und der allgemeinen Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreist, nach seinem eigenen Geschmacke zu leben und sich abzusondern von den Menschen bei dem ersten Winke der Vernunft. Man überlasse nur das müßige Vorfahren und Abgeben von Visitenkarten und alle übrigen großen Dinge dieser Art den Cavalieren und Damen, die nichts Besseres kennen. Wer mit sich selbst und seinen Hausgenossen fertig werden kann, macht sich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keines andern Menschen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer ge-

gen Langeweile retten, weil sie seinen Verstand und seine Einbildungskraft immer beschäftigen.

Gänzliche Einsamkeit ist doch zuweilen der höchste Herzensgenuß für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, also in einer ganz andern Welt, als die ist, die sie umgibt. Solches Glück ist nur wenigen bescheert. Die Welt sagt, es sey eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht, was sie sagt.

Vergleicht man den Werth des beschaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden, die bei jenem aufkeimen, bei diesem schlummern, so entsteht leicht auch eine Vorliebe für die Einsamkeit, wegen des Muthes den sie erzeugt und der Stärke, die sie dem Charakter gibt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutschen Herzen zu entzünden, ach, dies ist eine Begierde, die man gewiß einem Schriftsteller verzeiht, der in deutscher Sprache über Einsamkeit schreibt und die mir also auch erlaubt, hier Alles gerade vom Herzen wegzusagen, wie ich es fühle und wie es ist.

In mancher deutschen Provinz, wo noch immer der Adel dem persönlichen Verdienste nur einen sehr eingeschränkten Zutritt erlaubt; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menschen verdrängt, wo also der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es sey eine himmelhohe Kluft zwischen ihm und dem Bürgerstande befestigt; wo man alle menschliche Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäusten unabläßig anwendet, diese Kluft in aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beinahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirn das Gepräge dieses anerkannten Standesunterschieds trägt; wo man von Jugend auf die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo

der Adel seine Vorzüge dem Unadel nicht nur bei allen erdenklichen Gelegenheiten einbläut, sondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeigung jappt: bringt dies nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz und auf der andern einen ewigen Neid, sondern auch sogar einen ausschweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß wahrlich mancher aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa größer, kecker und edler denkt und handelt, sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreihundert und zwanzig Thaler kauft.

Dies Alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstet, nichts von allem dem Tändelkram verlangt, den der Adel dem Unadel versagt und jeden Menschen als seines Gleichen und Adelsbrief und Ahnen und Rang als blos zufällige und unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sey so wohl eine Folge des Bewußtseyns von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebt hat, wird es nicht und ist es nicht und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehrt, was ihm Andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadeligen Dame bringt den witzigsten Secretär um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein kraftloses, unfähiges Geschöpf ist also der Mensch, der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken, da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bei solcher Ungnade das Herz empor, wie frei und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freiheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat, solche Menschen und solche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlangt man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame vielleicht mehr als der Weltling, aber die Schlankheit hat er nicht, muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit gibt Taubeneinfalt, aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, keck in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen, diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hoffnungen und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane haben, und also doch gern jedem andern den seinigen zerstören. Der Einsame und der Welt Unkundige geht in Allem gerade durch; der Weltmann weiß, wo er still stehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen soll, und ergreift den Augenblick zum Durchsetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Wohlbenutzte Einsamkeit macht indessen auch, in manchem Betracht, zu Weltgeschäften nicht nur nicht unfähig,

Bayerische Staatsbibliothek München

sondern wirklich geschickt. Müßiggang und Wollust sind gar zu oft und zu gern im Gefolge des Weltlebens; und aus beiden wird nichts Großes. Man sah in unsern neuesten Zeiten Minister an der Spitze der größten Weltgeschäfte, die täglich zum Besten des Staats nicht über eine Stunde arbeiteten, oder wie Andere behaupten, nicht über eine halbe Stunde; alle ihre übrige Zeit ward entweder auf das ängstliche und quälende Bestreben verwendet, daß sie ja Niemand aus dem Sattel hebe; oder bei der Tafel verschleudert, oder im Kämmerlein verbuhlt. Unter solchen Händen kommt das größte Reich in Gefahr; fürchterliche Revolutionen können entstehen, wenn man nur den rechten Augenblick versäumt. Aufschub ist der Tod aller Geschäfte *).

---

*) Niemand verstand diese Wahrheit besser, als der alte Pitt. In dem glücklichen Kriege, den England unter seiner Staatsverwaltung mit Frankreich und Spanien führte, ließ er einst den verschiedenen Befehlshabern der Flotte, der Landtruppen und der Artillerie wissen, daß sie auf einen Tag, den er bestimmte, zu einer geheimen Unternehmung eine gewisse Anzahl Schiffe, soviel Landtruppen und verhältnißmäßig soviel Artillerie und Kriegsvorrath fertig halten. Alle diese Befehlshaber gaben dem Minister die nämliche Antwort; sie ließen ihm alle sagen, was er verlange, sey unmöglich.

Es war schon spät in der Nacht, als Pitt diese Antwort erfuhr. Augenblicklich schickte er nach seinem Secretär, lästerte über die Begegnung, die er von der Unwissenheit und Nachlässigkeit der Bedienten des Königs zu erdulden habe und sagte zu seinem Secretär: Herr Wood, ich befehle Euch, gleich nach dem Lord Anson zu gehen. Auf dem Admiralitätshause müßt Ihr ihn nicht suchen, da ist er nicht. Geht nach dem Spielhause und sagt ihm in meinem Namen: ich werde ihn unausbleiblich anklagen, wenn er nicht gleich die von meiner Hand

Ein Minister ist aber doch auch ein Mensch und nicht jeder hat die Kraft, die jeden zum Diensteifer aufweckt, jedem die äußerste Thätigkeit gebietet und Saumseligkeit auf der Stelle bei jedem bestraft. Selbst Philosophen erlaubten sinnliche Lüste, damit man die Sorgen wegspühle und das Gemüth kühner mache zu neuen Unternehmungen.

Vielleicht haben aber auch diese Philosophen nicht bedacht, daß es höhere Vergnügungen gibt, Abwechselungen

---

erhaltenen Befehle der Regierung ausführe. Geht von da zu Lord Ligonier, und sollte er sein Bett voll Huren haben, so reißt ihm doch die Bettgardinen auf und wiederholt ihm meinen Auftrag. Dann nehmt Euren Lauf nach dem Ritter Carl Frederik und versichert ihn, wenn er die Befehle des Königs nicht befolge, so sey dies der letzte, den er erhalte.

Herr Wood ging also nach Whits Caffeehaus und verrichtete was ihm befohlen war, bei Anson, dem ersten Lord der Admiralität. Dieser bestand darauf: Pitt sey ein Narr, er könne seine Wünsche nicht erfüllen; jedoch, setzte Anson hinzu, da man einem Wahnwitzigen auch antworten muß, so sagen Sie dem Staatssecretär Pitt, ich werde das Aeußerste thun, um ihn zu befriedigen.

Von da ging Wood zu dem Lord Ligonier, dem ersten Befehlshaber der Armee. Auch dieser sagte: Es ist unmöglich, und das weiß Pitt. Indessen, setzte der alte Lord hinzu, hat Pitt recht, von uns zu wollen, was wir können; versichern Sie ihn, was möglich sey, soll geschehen.

Nun ging's noch auf den Oberaufseher der Artillerie, den Ritter Carl Frederik los. Nach einiger Ueberlegung fand dieser: daß Pitt's Befehle doch wohl in der gesetzten Zeit befolgt werden könnten.

Kurz, die Flotte, die Armee, die Artillerie, der Kriegsvorrath, Alles war, trotz allen Unmöglichkeiten, fertig auf den von Pitt gesetzten Tag.

von edlerer und dem Menschen eben so angemessener Art, bei denen er sich auch ganz erholt, bei denen die Freude auch ganz zurückkommt in's Herz und die auch neue Lust und neue Liebe zu Geschäften entzünden. Cicero hatte den größten Theil seiner Jugend den Wissenschaften gewidmet, um sich durch sie zu Geschäften zu bilden; er überließ ihnen als Mann, während der Zeit, da er dem Staate diente und die Laufbahn der öffentlichen Aemter durchlief, alle die Augenblicke, die ihm von den Geschäften der Republik oder seiner Freunde übrig blieben, ob er gleich diese nur ganz mit Lesen zubrachte, denn zum Schreiben waren diese Augenblicke zu kurz und zu unruhig. Mancher große Minister hat also auch wohl hie und da eine halbe Viertelstunde, in welcher er wirklich Herr von sich ist, wenn er will; denn Niemand, sagte wenigstens der Kanzler Bacon, wird durch seine Geschäfte so gefesselt, daß er nicht auch Zwischenräume von Muße finden sollte, in denen er abwarten kann bis Kraft und Wärme wiederkommen. Also ist am Ende nur dies die Frage: verwendet man seine Zwischenstunden besser zur Aufklärung seines Geistes oder am Busen der Wollust; besser indem man seine Seele erhebt oder seine Sinne kitzelt?

Religion sogar war Erholung für große Minister im größten Drange der Geschäfte. Ich weiß, daß es jetzt, in unsern Zeiten sogar, äußerst thätige Minister in Deutschland gibt, die doch des Morgens und des Abends, ehe die eigentlichen Geschäfte des Tages angehen, oder wenn sie schon geschlossen sind, auf eine kürzere oder längere Zeit ihre Gedanken in sich selbst sammeln, ihr Leben überdenken, Gott vor Augen haben und die Betrachtungen bei sich selbst machen, die sie auf ihre letzte und wichtigste Absicht führen.

Ein Minister, der religiöse Einkehr in sich selbst mit Ministerialgeschäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr seiner selbst. Er wird nicht durch den Wirbel der Staatsunruhe umhergerissen und schwindlicht gemacht, sondern geht aus der heiligen Stille, in der seine Seele an höhern Gegenständen hing, mit reinen und das Herz vergrößernden Gesinnungen und also mit männlicher Gelassenheit hervor; gestärkt durch die Grundsätze, die er sich gemacht, zu allen Unfällen vorbereitet, über alle Klatschereien seichter Höflinge erhaben.

So wie also der Vornehme seine Muße zur Stärkung und Erhebung seines Geistes und Herzens benutzen kann, so kann es auch verhältnißmäßig der Mensch in den geringern Ständen, wenn er nur in den Zwischenzeiten seiner Geschäfte mit hinreichender Beharrlichkeit von den Menschen sich absondert. Da kann er erst recht überlegen, was er täglich sieht und erfährt, was er denken und thun, wie er handeln und leben soll. Die Wachsamkeit arglistiger Schurken macht ihn wachsam auf sich selbst, härtet ihn ab zur Standhaftigkeit, erregt seinen Muth. Neider machen ihn bescheiden und verschwiegen, wenn es ihm wohl geht. Alle zusammen vertreiben in ihm, fast zur Ungebühr, die Furcht vor den Urtheilen der Menschen. Viele Bösewichter sind auch so kleine Menschen, daß man sich nur immer ihre Kleinheit und Unbedeutsamkeit denken muß, um sich an die stille Erhabenheit der Seele zu gewöhnen, mit der man ruhig und genügsam und ohne allen Widerwillen mitten unter seinen größten Feinden wandelt.

Wer um die Urtheile unbefugter oder hämischer Richter sich kümmert, lebt ohne Nutzen und stirbt ohne Ehre. Jene Schicksale, Weltverhältnisse und Urtheile sind aber weder un-

angenehm, noch beschwerlich, sobald man nur Muße und Stille genug hat, sie auf die Waage zu legen und dann zu vergessen.

Es gibt eine Kraft zum Guten, die sich in der Einsamkeit wirklich auch viel besser erhält, als in der Welt. Licht und Kenntnisse können groß seyn, auch die Entschlüsse gut, aber Schwäche des Charakters zerstört alles edle Benehmen und hemmt jede große That. Heroische Festigkeit erhält sich nirgends so gut, wie in der Absonderung. Eine reizend schöne Philosophin von zwanzig Jahren sagte mir einst in Bern: ich fürchte weit weniger die Nachtheile der Einsamkeit, als die Nachtheile der großen Welt, von denen der geringste doch eine gewisse Beugsamkeit und Geschmeidigkeit ist, die alles Gute aus unserem Herzen wegwässert; niemals, setzte diese Philosophin hinzu, war ich auch nur auf vierzehn Tage in unserer großen Bernerwelt, ohne daß ich fühlte, wie alle meine guten Neigungen beträchtlich abnahmen.

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einsamkeit ihren unleugbaren Nutzen. Eben so wie die Religion, leitet Einsamkeit zur Gemüthsruhe, zu geduldiger Ertragung des Uebels und zu unverzagter Erwartung der Zukunft; und wer nicht Religion hat, sagt ein großer Philosoph, dem gibt der Anblick der ganzen großen Natur keinen Antrieb zum Guten. Darum fand man zu allen Zeiten, daß Einsamkeit das Heiligthum der Religion sey und daß man da ihre ganze Kraft empfinde. Darum bezeugen eben so philosophisch als christlich-erhaben denkende Religionslehrer, wie sich da die Seele durch das stete Anschauen unserer Verhältnisse mit Gott erhebe; wie da die Thräne der Zerknirschung vom Auge falle; wie da kein Seufzer ohne Wirkung zum Himmel steige; wie da die Seele schmelze in der ganzen

Zärtlichkeit der Andacht vor dem, der sie erschaffen hat und vor dem, der sie erlöset. Selbst der Weltheiland, der wahrlich des Beistandes religiöser Einsamkeit am wenigsten bedurfte, gab durch sein eigenes Beispiel derselben ein ehrbringendes Zeugniß, da er oft den Garten, den Berg, die Stille der Nacht gesucht, um Umgang zu haben mit dem Himmel.

Mancher Tugendkampf wird in der Einsamkeit vollendet, mancher edle Trieb wird da angefacht, mancher Versuchung wird da widerstanden, und wie oft wird Schlaffheit und Trägheit da überwunden. Es ist ein Beweis, daß man gar nicht weiß, was der Mensch kann, wenn er will, wenn man immer sagt: Ach, lieber Gott, der Mensch ist nun einmal so. Eben weil der Mensch so ist, muß er sich angreifen, um mehr zu seyn, als er ist. Unfähigkeit, Erschöpfung, Ekel an sich selbst und verdrießliches Wesen müssen ihn nicht abhalten, muthig aufzuspringen vom Bette der Trägheit zu tugendhaftem Kampfe mit sich selbst. Mit Muth kann man oft seinen eigenen schwächlichen Körper bezwingen und seinen Geist zu irgend einer nützlichen Arbeit anstrengen, wenn man nur erst glaubt, daß man das kann; und wie angenehm ist's, am Ende zu sagen: So weit habe ich es doch gebracht, indem ich auch nur suchte mich vor Langerweile und Unthätigkeit zu bewahren. Man muß nicht gleich Alles liegen lassen, wenn man auch nicht gleich Alles durchsetzt. Große Schwierigkeiten überwindet man am Ende doch immer durch ausharrenden Muth.

Alles zusammengenommen, schadet Einsamkeit der menschlichen Gesellschaft blos durch ihren Mißbrauch; an sich selbst ist sie derselben weder nachtheilig, noch schädlich. Sie schadet nicht mehr und nicht weniger, als alles miß=

brauchte Gute in der Welt: folglich nicht mehr und nicht weniger, als Wissenschaften, Feuer, Wasser, Assembleen, Clubbs.

Alle unleugbar übeln Wirkungen der Einsamkeit kann man zugeben, ohne daß dies alles mögliche Gute, was sich von der Einsamkeit sagen läßt, nur im Allergeringsten schmälert und vermindert. Man kann ohne die geringste Bedenklichkeit eingestehen, daß viele Menschen in der Einsamkeit äußerst müßig und lasterhaft leben, daß sie ihre Gedanken auf Dinge wenden, die sie zu gestehen sich schämen würden; daß Ehrsucht und Geiz, zuweilen die gröbsten Leidenschaften, zu andern Zeiten wieder die unbedeutendsten Kleinigkeiten, an ihrem einsamen Nachsinnen den größten Antheil haben; daß sie die Welt mit allen ihren Lastern in ihre Einsamkeit hineinbringen, und selbst wenn sie allein zu seyn scheinen, doch mitten in der Welt leben. Dies Alles beweiset viel gegen diese Menschen, aber nichts gegen die Einsamkeit.

Klopstock sagt: Einsamkeit habe in der Rechten einen Becher der Freude und in der Linken einen wüthenden Dolch; jenen reiche sie dem Beglückten und diesen dem Leidenden. Aber dies leugne ich. Einsamkeit gibt auch dem Leidenden ihren Freudenbecher, und den wüthenden Dolch nur dem, der zügellos darin schwärmt, oder ein Sklave erhöhter Leidenschaft darin wird. Einsamkeit ist sehr oft ein Dolch für Verliebte; aber sie ist Nektar im Becher der Philosophie.

Aeußerst einsam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle gesellschaftlichen Verbindungen seyn. Freilich würde der Mensch außer aller Verbindung mit den Menschen so wenig die Pflichten gegen sich selbst und gegen den großen Urheber seines Daseyns, als die Pflichten gegen

seinen Nächsten erfüllen, und also ohne Gefühl seines Elends nicht länger in seinem elenden Zustande bleiben können. Aber es ist eben so wenig ohne Ausnahme wahr, daß man in der Einsamkeit seine eigenen wichtigsten Angelegenheiten, oder die Angelegenheiten seiner Mitmenschen, versäumt, als es wahr ist, daß man im Weltumgange immer beide beherzigt.

So gibt es auch einen Umgang, der mit der eifrigsten Absonderung von dem Weltleben nicht im Widerspruch ist. Einer der größten und weisesten Menschenlehrer, dem man glauben kann, was er sagt, weil er nichts sagt, als was er thut, mein unaussprechlich geliebter und verehrter Spalding, hat in seiner, von mir so oft benutzten Predigt über die Einsamkeit gezeigt: eine Gesellschaft, worin man eben das sprechen kann, was man in der Einsamkeit mit Gott spricht; wo gottselige Rechtschaffenheit und muntere, offenherzige Vertraulichkeit sich vereinigen; wo kein Gespräch von gleichgültigen Dingen mürrisch ausgeschlossen wird; aber auch kein solches gleichgültiges Gespräch die Wahrheit und die Tugend verletzt; wo dann auch eben deswegen das Vergnügen so viel einnehmender und größer ist, weil es Unschuld und Gottesfurcht zur Begleitung hat; ein gesellschaftliches Leben von dieser Art sey mit der christlichen Absonderung so wenig im Streit, daß vielmehr eines dem andern helfe; und in beiden ziele Alles am Ende auf einen gemeinschaftlichen Zweck.

Wer Freunde hat, wie sein Herz sie wünscht und verdient, der wird Alles mit ihnen theilen, was er hat, den Gewinn, den ihm die Welt durch seine Beobachtungen gibt, und die Schätze, die er in der Einsamkeit bei stillem Nachdenken sammelt. Nie wird ihn das Weltleben hinreißen, nie wird sein Herz in der Einsamkeit vertrocknen. Dies

fühlte das schöne Herz des Petrarcha, als er sagte: Was kann man sich Glücklicheres vorstellen, als ein Leben mit geprüften und völlig einigen Freunden, mit denen man ganz laut denken darf, die nur Eine Seele haben und Einen Willen? Gibt es wohl etwas Angenehmeres, als immer heitere Stirnen, immer einträchtige Seelen, immer offene Herzen? Was ist süßer, als eine Gesellschaft, worin die Wahrheit herrscht ohne Zwang, ohne Zurückhaltung und falschen Schmuck? Ein solches Leben ist der Gegenstand aller meiner Wünsche, und wenn ich das erreichen kann, so beneide ich keinen Menschen.

Alle Vortheile ländlicher Einsamkeit kann man auch mitten im Stadtleben genießen. Wenn Petrarcha in Städten lebte, ging er doch immer gern in's Weite und Freie. Er verlor sich gern in Wäldern und einsamen Gegenden, und sehr oft entzündeten diese Spaziergänge sein poetisches Feuer, oder erregten in ihm große philosophische und politische Gedanken. Als er einst in Parma war, begegneten ihm die Vornehmen dort, und zumal die Herren von Correggio, äußerst schmeichelhaft; aber Petrarcha war nicht ein Philosoph, der auf den Umgang mit Vornehmen geizte; denn er fühlte bald, daß ein Philosoph den Vornehmen wahrlich eben so oft Langeweile macht, als sie ihm. Darum stahl er sich davon, so oft er konnte, um auf das Land zu laufen; das war sein Vergnügen. Mitten in Parma loderte die Sehnsucht nach dem Lande und nach der Einsamkeit so sehr in ihm auf, daß er sich ein Häuschen in einer abgelegenen Gegend aussuchte, wo er sicher seyn konnte vor dem Lärm und Ungestüm der Stadt. Ein solches Häuschen fand er in Parma selbst; es war ein Garten dabei, und diesen Garten wässerte ein Bach. Von dort schrieb er an einen seiner

Freunde: Ich habe das Land mitten in der Stadt, und die Stadt mitten auf dem Lande. Bin ich der Einsamkeit überdrüssig, so darf ich nur herausgehen, und finde gleich Gesellschaft; bin ich der Gesellschaft müde, so gehe ich in mein Häuschen zurück und finde da die Einsamkeit. Ich genieße hier eine Ruhe, von der die Philosophen in Athen, die Dichter auf ihrem Parnaß und die Anachoreten in der Wüste Nichts wußten. Möchte nur hier kein Weltglück mich heimsuchen; möchte es dafür lieber in die Paläste der Könige stürzen und vor einem Menschen wegfliehen, der sich hier verbirgt.

Man sieht, wie Petrarcha immer ein wenig poetisirt; das ist auf gut Niedersächsisch: wie er immer Tausend sagt, anstatt Hundert! Aber Niemand in der Welt hat doch ein Gartenhaus, wo er dies Alles nicht eben so gut denken, empfinden und erfahren kann, als Petrarcha.

Rousseau liebte seine Katze so herzlich, weil sie einen Willen hatte, das ist, weil sie nie kam, wenn er sie rief. Wer aber in der Einsamkeit seiner Freiheit braubt ist und also seinen Willen nicht hat, muß sich dann mit dem Troste behelfen, mit dem die Frau von Stael in der Bastille vorlieb nahm; im Gefängnisse, sagt diese französische Hofdame, hat man seinen Willen nicht, aber man braucht auch nicht den Willen eines Andern zu befolgen. Dies ist schon zur Hälfte Gewinn. Die Entfernung von Allem entfernt die Begierden, und die Unmöglichkeit, sie zu befriedigen, erstickt sie schon in der Geburt.

Also hat doch die Einsamkeit unleugbare Vortheile, wenn man sie nur nicht mißbraucht und wenn man Einsamkeit und Umgang vermischt und abwechselt. Seneca sagt vortrefflich: jene mache uns Lust, wieder Menschen zu sehen,

diese treibe uns zu uns selbst zurück; eins sey die Arznei des andern. Die Einsamkeit befreie uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdrusse der Einsamkeit. Der Geist müsse nicht immer gespannt seyn, sondern auch zum Scherz geneigt. Sokrates habe sich nicht geschämt, mit Knaben zu spielen; Cato habe sich beim Wein erholt, wenn er sich durch seine Sorgen für die allgemeine Wohlfahrt ermüdet fand; und der kriegerische und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwischen Welt und Einsamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherem Vergnügen muß man sich darum mit edlem und männlichem Geiste theilen; und so verleitet uns gewiß weder der Leichtsinn des Zerstreuungssüchtigen zur Thorheit, noch der finstere, mürrische Ernst des Einsiedlers zum Menschenhasse; denn zwischen Welt und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Alle diese hingeworfenen Anmerkungen über Einsamkeit und Weltleben und die vernünftige Mittelstraße zwischen beiden machen doch Vieles deutlicher, das in diesem ganzen Werke über die Einsamkeit gesagt ist und das gewiß mancher schiefe Kopf auf's Aeußerste mißverstanden hat. Aber über zwei Hauptpunkte vorzüglich möchte ich mich jetzt noch so genau und bestimmt als möglich erklären: über Mystik und Möncherei. Beide verdienen Aufmerksamkeit: die Mystik wegen der Größe ihres Gegenstandes; die Möncherei wegen der Revolution, die sie schon erlitten hat und die ihr noch droht.

Manches habe ich gegen Mystik gesagt. Manches möchte ich über Mystik noch sagen, und auch wohl, der Billigkeit gemäß, Manches dafür; denn wer mich beschuldigt, daß ich irgendwo in diesem ganzen Buche unbillig sey gegen irgend eine

Religionspartei, gegen irgend eine Sekte, gegen irgend eine Klasse von Menschen, oder gegen irgend einen Menschen, der hat mich nicht verstanden und thut mir Unrecht.

Religion und Liebe umarmen sich zuweilen so innig und herzlich, daß man doch ein wenig mit der Mystik bekannt seyn sollte, um manches Phänomen recht zu verstehen. Einst sah ich in der Schweiz, wie sich zwei große Theologen in einem Anfalle von ätherischer Verliebtheit auf der Heerstraße eine Art von himmlischen Küssen gaben. Gestorben wäre ich, wenn ich nicht hätte lachen dürfen, denn nach jedem Kusse hielten sie stillschweigend die Köpfe in die Höhe, wie die Hühner, wenn sie trinken. Wer so küßt und so empfindet, ist auf der Heerstraße der Imagination nicht sehr weit vom Gebiete der Mystik.

Alle koketten Damen frömmeln mehrentheils, wenn sie nicht mehr schön sind. Aber wenn man in ihren Herzen den Uebergang von ihren süßen Sünden zur Frömmelei etwas genau betrachtet, so wird man immer zuerst eine Capitulation zwischen Menschheit und Frömmigkeit gewahr; und diese ist nur gar zu oft der Weibermystik Anfang. Ist der Gewissenserwecker, Gewissensrath und Beichtvater ein schlanker, frischer und sehr schöner Mann; hat er schöne, glühende und schmelzende Augen; etwas Heiteres, Sanftes, Süßes, Kühnes, Fliegsames, Biegsames, Schmiegsames und Verliebtes in seinem ganzen Wesen: o, so ist die Bekehrung einer koketten Dame schon zur Hälfte fertig! Kindliches Hingeben, Frohheit bei jedem geistlichen Gespräche wird bei einem schönen Manne so leicht. Ach, man gäbe Landgüter und Reichthum, oft Mann und Kinder hin, um an der Seite dieses schönen Heiligen zu leben und zu sterben! Er sagt doch Alles so ganz anders, als es unsere steifen und ge-

beugten Pastoren sagen. Versteht man ihn nicht immer, so ist man doch immer von ihm verstanden; denn er ist so innig mit der Menschheit vertraut, er sieht so scharf in alle Ecken des Herzens und urtheilt dann doch so gelinde! So vergißt eine sündenvolle Dame alle ihre sündigen Liebhaber aus Liebe zur Religion und zu einem so schönen Manne. Und Er, der schon hundert und tausend Damen und Weiblein und Weiberseelen von jedem Format und allen Editionen geleitet hat am Seidenfädelein der Liebe, macht euch dann täglich inniger und vertrauter mit ihm; ihr öffnet euch ihm ganz und sagt ihm Alles und macht täglich Riesenschritte in der Religion am Seidenfädelein der Liebe; und so endigt sich zuletzt Alles in Mystik und ätherische Verliebtheit.

Zu den wahren Mystikern zähle ich durchaus nicht jene lauten, lärmenden und unbedeutenden Windbeutel, jene Kerle von ausschweifendem Dünkel, die hie und da so viel Spuk und Geschrei von Mystik machen und deren geistloses Geplauder nichts ist, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Eine ganz andere Menschenart sind die ächten Mystiker, ein friedsames Volk, das sich nie besäuft, keine Bockskapriolen macht, keine Convulsionen hat und in immerwährender Liebe und Ruhe vielleicht die höchste Stufe menschlicher Glückseligkeit erreicht. Liebe und Ruhe in immerwährendem, ungestörtem Fortgang ist schon im gewöhnlichen Menschenleben ein göttlicher und ewig wünschenswerther Zustand, wenn wir auch nur ein Weib lieben; und ist das höchste aller Wesen der Gegenstand unserer Liebe, so kenne ich Nichts, das auf Erden fähig wäre, der Imagination und dem Herzen eines gesunden Menschen solche Himmelsruhe zu verleihen.

Wahre Mystik hat zur Absicht, den Verstand durch Beschaulichkeit zu erleuchten und das Herz zur reinsten Liebe zu erwärmen. Wage dich nicht in dieselbe mit einer groben Organisation; nicht wenn du dich unfähig fühlst zum feinsten Aufmerken und zur höchsten Verliebtheit.

Fortschritte in der Mystik macht man nur auf zwei Wegen, auf einem gewöhnlichen und auf einem ungewöhnlichen. Der gewöhnliche ist dieser: Die Seele muß in der völligen Ueberzeugung von ihrem Nichts und von ihrer äußersten Verdorbenheit an sich selbst nicht anders denken, als mit Ekel und Verachtung*), hingegen mit der größten Andacht und der aufrichtigsten Liebe zu Gott aufschauen, und gemeinschaftlich mit dessen allerhöchster Gnade und Kraft Alles aus dem Wege räumen, was sie von Gott entfernt. Was dann aber die Seele durch sich selbst nicht vermag, das wirkt Gott allein durch Vertilgung aller ihrer Verdorbenheit, und dieser Einwirkung muß sie sich ruhig und gelassen unterwerfen. Ungewöhnliche Fortschritte auf diesem hohen Tugendwege macht der Mystiker, der gleich von Anfang Extasen und Visionen hat, und bei dem Gott durch außerordentliches Licht und außerordentliche Gefühle in seinen Verstand, in seine Imagination und in seine Sinne wirkt. Geht Gott vor ihm her, so wird ihm Alles eben und leicht; er zerschlägt die ehernen Thore, er zerbricht die eisernen Riegel.

---

*) Aber deswegen muß man nicht, zum Beweise und zur Uebung seiner Demuth, wie die mystische Nonne Marie à la coque, anderer Leute Speichel auflecken.

Alle ächten mystischen Schriftsteller vereinigen sich in den eben angegebenen und in den folgenden Lehrsätzen. Wir seyen Alle von Gott erschaffen, um Eins zu seyn mit Gott, ihm ganz ähnlich, damit er Alles sey in Allem. Dies werde nur durch die Kraft seines Geistes möglich. Als der Mensch durch sich selbst Etwas seyn wollte, habe er sich mit allen seinen Nachkommen in Verderben und Untergang gestürzt. Abgerissen von Gott, habe sich der Mensch an den Menschen gehängt, sey in Finsterniß, Lastern und Verdorbenheit verwildert. Aus diesem Abgrunde könne nur Gott den Menschen retten und zu seiner ersten hohen Bestimmung wieder aufrichten. Dies wolle Gott durch seine unermeßliche Güte, Einwirkung und Gnade; von den Menschen verlange er nur ein williges Herz und die kräftige Mitwirkung. Dann komme Gottesfurcht in den Menschen. Dann werde der Mensch gereinigt, erleuchtet, vereinbar gemacht mit Gott und zuletzt wirklich mit Gott vereinigt. Wer an Jesus, als den Sohn Gottes, als den Herrn und Heiland, glaube, sey im eigentlichsten Sinn ein Kind Gottes, ein Mitgenosse der göttlichen Natur und stehe in einer ähnlichen Verbindung mit Gott. In diesem Jammerthal sey zwar bei dieser Vereinigung und Mitgenossenschaft noch nicht der Genuß, den nur die Ewigkeit verspricht. Noch wandeln wir im Schatten. Unser Wille sey noch nicht Eins mit dem Willen des Allerhöchsten, oder der Auserwähltesten zum Leiden und zum Genusse seyen nur wenige.

Insoweit sind alle mystischen Schriftsteller Eins. Verschieden sind sie nach ihrer Meinung nur in Dingen, die wieder auf Eins hinauslaufen. Körper und Seelen der Menschen, sagen sie, sind unaussprechlich unter sich selbst verschieden. Menschen widerstehen darum Gott auf eine äußerst

verschiedene Weise, nach ihrer großen Temperamentsverschiedenheit, nach ihrer Lage in der Welt, nach der Verschiedenheit der Menschen, mit denen sie umgehen. Also seyen die Wege, auf welchen Gott die Menschen an sich zieht, auch äußerst verschieden. Gott allein wisse, was die Natur jedes Menschen duldet und trägt, was er kann, was er bedarf und was ihm schadet. Er neige sich zu jedem, durch Licht und Strafe, auf blumichtem Pfade und dornichter Bahn, durch unmittelbare Erleuchtung, oder auch nur durch den Glauben, durch alle Reize der Liebe und durch die peinlichste Zucht, durch Ausgießung seines ganzen Geistes, oder auch nur durch Entzündung unseres Willens. Bei diesen unendlich unter sich verschiedenen Einwirkungen Gottes sey die Gegenwirkung des Menschen eben so verschieden. Keiner erfahre wie der andere, und alle erfahren Eins; alle werden durch den Geist Gottes gezogen, und jeder wandere seinen eigenen Weg.

So begreift man also, was Erfahrungstheologie ist. So ist der Faden durch alle Labyrinthe der Mystik gefunden. So entwickelt sich die Verschiedenheit mystischer Eingebungen, mystischen Sehens und Empfindens, die Erhabenheit dieser Erfahrungstheologie und ihr Nichts; ihre höchsten Flüge und ihre befriedigenden Träumerei.

Schön und edel sagen die am weitesten gekommenen Mystiker: Gott ist uns Allen gegenwärtig, ob er gleich uns Allen abwesend scheint. Seine Gegenwart empfinden nur wir durch die zwischen uns und diesem höchst vollkommenen Wesen festgesetzte Uebereinkunft und Aehnlichkeit. Wiederholte Läuterungen gaben uns unsere ursprüngliche und erste Rein-

heit wieder, die uns eigen war in dem Augenblicke unseres Ausflusses von ihm. Wir sehen Gott, insofern er sichtbar ist nach seiner Natur. Der Schleier, welcher uns umhüllt, reißt. Verschwunden sind die Bilder, die uns umschwebten und von dem Anschauen Gottes entfernten. Der Schatten entweicht. Nichts hindert das ewige Licht, uns zu erleuchten und zu erfüllen. Das würdigste Geschäft des Menschen ist, daß er seine Seele von allen sinnlichen Gegenständen wegwende. Er soll sich zurückziehen in sich allein. Er soll sich absondern von Allem. Er soll sich verlieren in seinen Betrachtungen, bis er sich selbst und Alles, was er wußte, ganz vergißt. Diese Tiefe des Beschauens und des Sehens ist nicht unser gewöhnlicher Zustand, aber er ist der einzige, der alle unsere Wünsche erfüllt. Er gibt uns diese wollüstige Ruhe, in der alle Dissonanzen aufhören, die uns umgaben und unsere Ohren verschlossen vor dieser göttlichen Harmonie, die jetzt Alles um uns her hat. Nun sind wir an dem Urquell des Lebens, im Verstande Gottes, am Ursprunge des Seyns, in den Regionen der Wahrheit. Dies ist der Mittelpunkt alles Guten, der Ocean, aus dem immer Seelen zu Gott aufsteigen und in den immer Seelen von Gott ausfließen. Da vereinbart sich alles für Menschen mögliche Glück. Da hören alle Leidenschaften auf. Da ist das Ende aller Unwissenheit und aller Unruhe. Da ist nichts als Leben, Verstand, Freiheit und Liebe. Dahin sollen wir Alle streben. Alle Hindernisse sollen wir zertreten, von uns stoßen alle die betrügerischen Phantome, die uns in die Irre führen, die uns berücken. Wir schwingen uns dahin im Preise Gottes, und dieses glückseligen Augenblicks, der dem Ewigen seinen Ausfluß wieder zuführt und uns vereinigt mit unserem Urquell.

Lieber Leser, möchtest du nicht auch so träumen können? Gestehe es insgeheim, wenn du es öffentlich nicht gestehen darfst, daß der Mensch äußerst glücklich ist, welcher sich dies Alles einbildet, denkt und glaubt. Scheint dir also die Mystik nicht der unfehlbare Weg zur höchsten menschlichen Glückseligkeit, und mehr als Alles in der Welt einer gänzlichen Verleugnung unserer selbst und aller irdischen Dinge werth?

Auf solchen Höhen des Lichts und des Friedens schwebten drei Männer, welche ich schon in meiner zarten Jugend innigst verehrte und liebte: Fenelon, Muralt und mein Vater. Fenelon, der Erzbischof von Cambray, der unsterbliche Verfasser des Telemachs, der liebenswürdigste Mann seiner Zeit, lebte viele Jahre hindurch ganz in der Mystik. Mir war, als wenn ein Duft seiner Heiligkeit mich umschwebe, da ich in Cambray den erzbischöflichen Palast sah, den er bewohnte. Ach, wie pochte mir mein Herz von inniger und erhabener Freude, als ich in einer stillen und schönen Mittagsstunde im Jahre 1751 in Fenelons Kirche zu Cambray kam, und da mit einem Schauer von Ehrfurcht und einer süßen Thräne im Auge vor den hohen Altar trat, wo er so oft seine heiligen Hände und sein sanftes, schönes Herz zu Gott erhob! Herr von Muralt, ein Edelmann aus meinem Vaterlande Bern, der Verfasser jener einst so berühmten Briefe sur les Anglois, sur les François et sur les Voyages, der einzige Schweizer, von dem die Deutschen glaubten, als sie unsern großen Haller noch nicht kannten, er sey der Verfasser von Haller's zuerst ohne den Namen ihres wahren Verfassers herausgekommenen schweizerischen Gedichten; er, der in jenen Zeiten, da man in Frankreich noch immer wähnte, ein Schweizer und ein Vieh seyen einerlei, den Franzosen zuerst die Leerheit ihrer Schöngeisterei aufdeckte, ihnen zuerst

bewies, ihr hochgelobter Boileau sey nur ein sehr mittelmäßiger Dichter; dieser Herr von Muralt, der größte Denker, der geschmackvollste Philosoph und damals der beste Schriftsteller in der Schweiz, war in der völligen zweiten Hälfte seines Lebens auf seinem Gute zu Colombier an den schönen Ufern des Neufchateller See's in diesem himmlischen Zustande. Mein geliebter und mir in meinem dreizehnten Jahre verstorbener Vater, ein Lebens lang kränklicher, aber sehr verständiger und sehr aufgeklärter Mann, dem ich meine freie Denkart und eine edle Erziehung zu danken habe, den ich aus Zärtlichkeit und Ehrfurcht anbetete, war viele Jahre hindurch, ohne daß er es mir wollte merken lassen, in diesem himmlischen Zustande.

Was Fenelon, Muralt und mein guter Vater gekonnt haben, kann ich nicht. Was den einen Menschen zum Mystiker macht, findet sich überaus selten bei dem andern. Kein Mensch, der bei Sinnen ist, kann auch darum die mystischen Sätze zu allgemeinen Lebensregeln machen wollen; aber erlaubt ist's, ein Mystiker zu seyn, wie es erlaubt ist, unverheirathet zu bleiben.

Eine sehr erhabene Seite hat also die Mystik, und sie ist auch bei allem ihren Dampf und Nebel der Welt und den Menschen oft wahrhaftig nützlich gewesen. Religion des Herzens und Theologie des Friedens fand man sehr viele Jahrhunderte hindurch allein bei den Mystikern und in ihren Schriften. Unsinn und Wuth war Alles, was sonst die meisten Christen lehrten und thaten. In den Zeiten des schrecklichsten Unverstandes, in der schwärzesten Nacht des Aberglaubens, unter der allgemeinen Herrschaft der Orthodoxie, des Glaubenszwangs und der Laster war Mystik Kühlung und Labsal für Herzen, die keinen Gefallen hatten an

den Spitzfindigkeiten der Schultheologie, an bloßen Ceremonien und an einer fruchtlosen Religion.

Seit der ersten Glaubensverbesserung im sechszehnten Jahrhundert und bei aller Wuth, die durch sie in die verfolgende Partei unter den Christen fuhr, und bei allem Hasse, der natürlicher Weise die Verfolgten gegen ihre Verfolger aufbrachte, war Mystik noch das einzige Band der Liebe zwischen Christen von verschiedenen Sekten. Mit Vergnügen sieht ein Menschenfreund, wie den deutschen Lutheranern und Reformirten durch so manches liebe Wort das Herz anfging, welches mystische Priester und Mönche schrieben. Die Schriften eines deutschen Dominikaners, des Taulerus; eines spanischen unbeschuhten Karmeliters, des Johannes a Cruce; eines Kapuziners in Löwen, des Paters Johannes Evangelista; eines französischen Kapuziners, Constantinus von Barbanson; eines Kapuziners aus Trier, des Victor Gelenius; eines französischen Benedictiners, des Ludwig de Blois; eines Alfonsus de Orosco, Beichtvaters Karl des Fünften; des Harphius, eines Franziskanerguardians in Mecheln; eines französischen Karmeliters, des Johannes de Saint Simon; eines deutschen Dominikaners, des Heinrich Suso; eines spanischen Theatiners, des Lorenz Scupoli; eines spanischen Franziskaners, des Alphonsus Madriliensis; eines deutschen Karthäusers, des Justus Lansbergius; der spanischen Bischöfe Johannes Palafox und Diego Stella; eines spanischen Jesuiten, des Alphonsus Rodriguez; der französischen Jesuiten Saint Jüre, Nouet und Rigoleuc; der Cardinäle Petrucci und Bona und unzähliger anderer katholischer Verfasser wurden häufig von Protestanten gelesen, benutzt, bewundert. Eben so waren die protestantischen Mystiker den Katholiken willkommen. Schrif-

ten, die Luther und Arndt gelobt und herausgegeben hatten, beförderten französische Mönche zum Drucke. Unter allen theologischen Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts kamen immer die Schriften der Mystiker am meisten in Gang. Keine Bücher sind in so viele Sprachen übersetzt, keine häufiger gedruckt. Die Schriften der Guion, der Bourignon, der Schurmann wurden beinahe klassisch. Sonst war Alles in jenen Zeiten Controvers und Zankapfel. Ein allgemeiner theologischer Krieg herrschte zwischen jeder Hauptpartei, und bei jeder Religionspartei unter sich. Aechte katholische und protestantische Mystiker hingegen haben aus ihren Schriften alle orthodoxen Schulfuchsereien, allen Zwist und alle Glaubensstreitigkeiten verbannt. Mystik allein vereinigte Katholiken und Protestanten, war eine allgemeine Herzenssprache, welche katholische und protestantische Frömmelei verstand und liebte. Mystik brachte alle Köpfe unter einen Hut.

Michel Schuppachs Urinbeschauerei beugte den Stolz von manchem schulgelehrten und dogmatischen Arzte, und so beugten mystische Weiber durch Alles, was sie schrieben, den Stolz aller Theologen. Diese Weiber, die wenig und oft gar keinen Unterricht gehabt, rissen mit großen Verstandeskräften, und zumal mit einer Alles hebenden und Alles belebenden Imagination die Welt zu sich hin, und die Schriften gelehrter Theologen, Kirchenräthe und Professoren blieben ungelesen. Man erstaunte über den Styl und Vortrag dieser Weiber, über ihre freie, aufrichtige, natürliche, naive, wohlwollende, gründliche, einfache und leichte Sprache; über ihren Kindersinn; über die Reinheit in ihren Ausdrücken und Gefühlen; über den lebendigen Geist, der überall hervorstrebte und in Allem webte; über die praktische Tugend,

die nie den Verdacht erregte von bloßer Empfindelei; über die heroische Verleugnung aller Weltfreuden und beinahe aller Koketterie; über die aufrichtige Buße; über die gänzliche Ergebenheit in den Willen Gottes und alle seine Führungen und Leitungen unserer Schicksale; über die gänzliche Vermeidung des Allgemeinen, des Verworrenen, des Schulgerechten, wobei der Geist stumpf bleibt und das Herz verfriert. Diese Weiber verbreiteten nicht nur mehr Andacht und Religionsgefühl, sondern mehr wahre und wesentliche Religion, als alle die zanksüchtigen Schriftgelehrten, Pharisäer, Buchstabenmenschen und Pedanten der damaligen Zeit auf ihren Kathedern und auf ihren Kanzeln.

Wahre Mystik war immer besser, als die gewöhnliche christliche Religion, wie man sie treibt. Sie war besser, als jene steife Pedantentheologie, die dem Herzen Nichts sagt, und durch ihr Schulgeschwätz weder erleuchtet noch bessert. Unendlich vernünftiger, tröstender, lehrreicher und klarer als alle Mystik, ist freilich die Religion Christi, wie sie in unsern Zeiten vorgetragen wird. Aber für Menschen, die ohne Enthusiasmus und Schwärmerei nicht gut seyn oder werden können, ist Mystik, ist Herrnhuterei, ist Alles, was man will, besser, als steifer und herzloser theologischer Unterricht; eben so wie die Moral der Freimaurerei besser ist, als alte schulgerechte Kanzelmoral.

Diese Apologie der Mystik hat man wohl von mir nicht erwartet. Aber sie widerspricht keiner von den Anmerkungen, welche ich im ersten und zweiten Theile dieses Buches machte. Mystik ist im Auge der Philosophie nur in sofern verwerflich und verächtlich, als sie sich in Dampf und Nebel einhüllt, als sie übernatürliche Gaben fordert und als sich unmittelbar von Gott erleuchtet, oder ein Engel seyn

F.M.J.Ranse
Archiv
und Museum
f.Zeitgeschichte
München

soll, um den Jacob Böhm zu verstehen; nur in sofern man also ihre Begriffe gar nicht bis zu der Deutlichkeit aufzuklären weiß, wodurch sie auch denen einleuchten könnte, die nicht Mystiker sind; nur in sofern man nicht angibt, was der Mystik wesentlich und was ihr zufällig ist, und die Kennzeichen, wodurch sich die ächte und reine Mystik von der unächten und unreinen unterscheidet; nur in sofern man ihr Licht in unverständliches Geschwätz und kauderwelschen Styl einhüllt, und dann diese elende Kerze denen um die Ohren schlägt, die man bekehren will; nur in sofern man bei ihrem Vortrage die Sprache der Einfalt und der Empfindung ganz verfehlt; nur in sofern man behauptet, Vernunft oder Verstand müssen so wenig der Frömmigkeit vorleuchten, als der erhabenern, lebhaftern und zum herrschenden Affect gewordenen Gottseligkeit; nur in sofern man wähnt, durch Vernunft mache man sich zu allen geistlichen Empfindungen und Erfahrungen ganz ungeschickt; nur in sofern man also die ganze Religion Christi in Spiel der Einbildungskraft und schwärmerischen Trug verwandelt; nur in sofern man also in der Einsamkeit theosophisch*) huckt

*) Alle von der unächten Mystik Genesene werden wissen, was ich durch theosophisches Hucken und Lungern verstehe. Allen Kennern der verschiedenen Gattungen des religiösen Unsinns ist bekannt, daß nicht nur eine Ader von Mystik durch alle unsere empfindelnden Seelen läuft; sondern daß Alles, was ich in dem ersten und zweiten Theile von den Mystikern aus allen Religionen sage, auch von den Windbeuteln zu verstehen ist, die des Morgens frühe sich blos für Freunde und Grundkenner der Mystik ausgeben, des Nachmittags für Naturtheologen und des Abends, wenn sie besoffen sind, für Theosophen.

Archiv und Museum f. Zeitgeschichte München

und lungert, bis die inwendige Erleuchtung kommt; nur in sofern man nicht sieht oder nicht sehen will, daß ein brennender aber unaufgeklärter Liebeseifer weibliche Herzen zu läppischen, unnützen und der Gottheit höchst unwürdigen Andachtsübungen verleitet; nur in sofern man nicht blos jede Einbildung zur Empfindung stempelt, sondern vollends alle Visionen der Hysterie, des Wahnwitzes und der Tollheit canonisirt.

Nach diesen, wie ich hoffe, ganz unparteiischen Reflexionen über Mystik, wünsche ich, mit eben dieser Unparteilichkeit, auch noch Einiges über Möncherei zu sagen. Seit fünfzehnhundert Jahren hat man gesehen, was Mönche sind. Vielleicht ist es nicht unschicklich und unbescheiden, in einer Schrift über Einsamkeit einige in die gegenwärtige Zeit passende Reflexionen über Möncherei und Mönche zu wagen. Haben meine Worte nicht die Salbung eines ascetischen Schriftstellers, darf ich auch nicht hoffen, daß man mein Buch in einer Klosterbibliothek aufheben wird, so verkennt doch hoffentlich kein aufgeklärter katholischer Geistlicher in demselben den Charakter eines unbefangenen, freien und ehrlichen Mannes.

Mönche sind gewiß eben so gut, als andere Menschen, der höchsten Tugend fähig. Es mag immer seyn, daß sie sich dadurch Gott nicht werther machen, wenn sie in ihrer Einsamkeit größeres geistiges Vergnügen genießen, als irgend ein Geschäftsmann. Es mag immer seyn, daß der Geschäftsmann edler handelt, wenn er alle Vergnügungen der Einsamkeit hingibt, um die Erfüllung der unleugbaren Pflicht, durch gesellschaftliche Thätigkeit zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit das Seinige beizutragen. Aber warum sollte denn doch Tugend in Klöstern nicht eben so gut ge-

deihen, als in jeder armen Hütte? Warum sollte Gott nicht zuweilen mit einem Blicke seiner Milde auf einige große Menschen herabschauen, die das Aeußerste versuchen, was die Menschheit aushält; die zu jedem kühnen Entschlusse geübt, jedes Sieges über sich selbst gewiß, den Heldenlauf ihrer Frömmigkeit allein unter seinem allsehenden Auge fortsetzen, ohne sich zu bekümmern, was Weltlinge darüber denken, und die vielleicht oft durch die Kraft ihres Verdienstes ein Sühnopfer bringen für ein ganzes Volk, dessen Sünden sie fliehen und für dessen Bekehrung sie beten?

Nicht alle Anachoreten waren Phantasten und Schwärmer. Gewiß fand sich auch bei manchem unter ihnen wahre moralische Größe und innere Würde. Nur ein solcher Anachoret konnte die Menschen recht uneigennützig lieben, konnte für sie denken, für sie schreiben, für sie beten, ihnen durch sein Beispiel zeigen, daß sie nur aus allzugroßer Gefälligkeit gegen sich selbst in der Bezähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen, als ein tugendhafter Mensch kann und soll. Wer weiß, ob nicht gar zuweilen ein excentrischer Anachoretenkopf Absichten der Vorsehung befördert hat? Immer können wir zugeben: Anachoreten und Mönche haben sich oft nicht getraut, die gegenwärtigen Wohlthaten der Vorsehung zu genießen, aus Besorgniß, eben so viel von denselben im künftigen Leben zu verlieren, und Mancher sey ein schlechter Bürger auf Erden gewesen, in der Hoffnung, er werde dadurch ein desto besserer im Himmel. Aber eben in diesem Enthusiasmus, eben in dieser Ueberspannung menschlicher Kräfte war doch etwas Großes; etwas also, das unsere kleinen kalten Wurmseelen oft ja sogar da nicht sehen und nicht fühlen, wo man es ihnen mit dem Finger zeigt. Menschen sind freilich einer ganz himm-

lischen Lebensart nicht fähig, so sehr sie auch ihre Seelenkräfte erhöhen und ihre Leidenschaften wenden, und so scheinbar auch die Vollkommenheit ist, wovon sie das Beispiel geben. Aber ohne das Außerordentliche in dem Beginnen der alten Anachoreten und Mönche für Regel und Richtschnur unsers Lebens zu halten, bewundern wir doch ihren Muth und schätzen ihre Tugend und freuen uns solcher Experimente, die doch wenigstens zeigen, wie hoch und wie weit der Mensch fliegen kann.

Hütet man sich bei dem Einsiedlerwesen und der Möncherei, wie bei der Mystik, nur davor, daß man sie nicht zur Lebensregel für Viele macht, so kann man sich auch über Vieles mit einer Billigkeit verstehen, die man gewöhnlich bei dem Streite der Meinungen und der entgegengesetzten Behauptungen vergißt.

Unrichtig hat man uns sodann gewiß auch Manches aus dem Leben der alten Anachoreten und Mönche erzählt. Ihre Lebensbeschreiber waren doch mehrentheils Mönche und Schwärmer, und wie viele Legendenschreiber waren nicht fromm und dumm? Insgemein haben sie uns ihre Helden als Narren dargestellt, wenn sie glaubten, sie machen dieselben zu Heiligen*). Indessen sind die Reden und Handlungen der alten Mönche und Einsiedler doch allerdings zuweilen klug, scharfsinnig, edel, liebenswürdig, bescheiden, mitlei-

---

*) Laurentius sagt im vierten Buche seiner Institutionen: illic potissimum quaerenda est sapientia, ubi stultitiae titulus apparet; cujus velamento Deus, ne arcanum sui divini operis in propatulo esset, thesaurum sapientiae ac veritatis abscondit.

dig und gutherzig; auch dann freilich immer zwischen durch wieder ungereimt, närrisch, rasend und toll. Aber allemal fließt doch aus dieser Bemerkung, die der große englische Kirchenlehrer Jortin zuerst gemacht hat, und nach ihm der wienerische Verfasser der Schrift: Nicht mehr als zwölf Apostel, daß vielleicht die Lebensbeschreiber dieser Heiligen dieselben zuweilen anders darstellten, als sie wirklich waren; daß sie ihnen größere Selbstqualen andichteten, als sie wirklich ausübten; tolle Einbildungen und Thorheiten, in die sie niemals verfielen, und geistliche Kraftsprünge und Wunderwerke, die sie niemals machten.

Viele Heilige der römischen Kirche waren unstreitig Menschen von der ersten Klasse. Rührend, nützlich und überaus vernünftig ist's darum, daß man ihr Andenken feiert, daß man ihre Bilder um sich hat, daß man ihr Leben und ihre Thaten mit Geschmack und Verstand durch Maler und Bildhauer den künftigen Zeitaltern übergibt, und daß man diese Darstellungen mit wahrer Herzenserhöhung und heiliger Ehrfurcht betrachtet. Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit und ein Mensch von beinahe übermenschlicher Kraft zu allem Guten. Er übte sich bei der strengsten Möncherei doch auch in den sanftesten menschlichen Tugenden. Er geißelte sich zwar und blieb doch dabei der thätigste Menschenfreund. Er war keusch, wie nicht alle Mönche sind, und hat doch junge Mädchen ausgestattet. Er fürchtete die Liebe und beförderte doch bei Andern mit Vergnügen ihren Genuß. Im Ganzen war an dem Cardinal Borromäus Alles so groß, daß man ohne Erstaunung und Beschämung nicht an ihm hinaufsehen kann, und kein Mensch kann es den Mayländern verdenken, daß sie ihn anbeten.

Ein großer Heiliger und der verehrungswürdigste von allen Einsiedlern, die jemals gewesen sind, war Nicolaus von der Flüe, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, der Bruder Claus. Er war ein Schweizer, hatte seinen Wohnsitz im Canton Unterwalden, war als Offizier im Kriege und als Landrath in Staatsgeschäften lange erfahren, bevor er sein Weib, seine fünf Söhne und fünf Töchter verließ, sich in eine schreckliche Einöde jenes Cantons begab und dort unter beständigem Gebete und äußerst strengem Fasten zwanzig Jahre hindurch als Einsiedler zwar dem Himmel lebte, aber als Schweizer noch immer sein Vaterland liebte. Die Dienste, die Bruder Claus der ganzen Schweiz geleistet hat, machen ihn unsterblich in unserer Geschichte, und sein Name steht in der ersten Reihe unserer Patrioten. Nach den burgundischen Siegen entstand eine große Uneinigkeit unter den Schweizern, theils über der reichen Beute, theils wegen des Mißvergnügens der ländlichen Cantone über die Verbindungen, in welche sich die städtischen Cantone ohne die Theilnehmung von jenen einließen. Der Geist der Zwietracht ergriff alle Eidgenossen, und ihr mit so vielem Blute befestigter Bund war in Gefahr, bei ihrer Versammlung in Stanz zu brechen. Bruder Claus erfuhr in seiner Einsiedelei die drohende Gefahr. Er begnügte sich nicht, in seiner Hütte von der Kraft seines Glaubens und Gebets Wunder zu erwarten, sondern eilte nach Stanz, trat als Friedensbote und mit Demuth und Erhabenheit in die tobende Versammlung der eidgenössischen Gesandten, sprach wie ein Mann Gottes und wie ein Weiser, zeigte die bei solcher Zwietracht dem Vaterlande bevorstehenden Nachtheile und Gefahren, sagte ihnen, was das Beste des Vaterlandes sey, was sie in diesem Augenblicke für dasselbe thun müssen, und augenblicklich legte sich der Sturm. Nach den Räthen und

Vorschlägen des Bruders Claus verstand man sich über die Beute; die städtischen Cantone entsagten ihren abgesonderten Verbindungen; dafür nahm man Freiburg und Solothurn in den eidgenössischen Bund auf, und Hand in Hand mit Bruder Claus umarmten sich die eidgenössischen Abgesandten unter einander brüderlich. Heilig ist darum der Name des Bruders Claus. Angebetet sind auch seine Knochen, in der Kirche zu Saxeln im Lande Unterwalden, noch bis auf diesen Tag. Aber so mönchisch und so roh auch die Art ist, mit welcher man sein Skelett mit allerlei Kindereien behangen hat, und dort vor dem hohen Altar der öffentlichen Verehrung ausstellt: so gesegnet hingegen, so edel und groß ist in den Herzen aller Schweizer, die noch wissen, daß sie Schweizer sind, das Andenken dieses Heiligen, der durch den Glanz seiner Tugend und die Weisheit seiner Reden Eintracht im Vaterlande herstellte und den Bund wieder vereinte und schloß, dem ich wünsche, daß er fest und frei stehe, bis die Alpen zertrümmern und bis alle Königreiche, alle Helden und alle Völker der Erde in einen gemeinschaftlichen Abgrund versinken.

Alle Heiligen der römischen Kirche waren nun freilich nicht so heilig, als Borromäus und Bruder Claus; alle Einsiedler und Mönche waren nicht solche Menschenfreunde. Aber eigentlich sind die Klöster nur durch Mißbrauch schädlich geworden. Daß sie solche Nester für Bösewichter werden, wie sie oft gewesen sind, war eben so wenig nöthig, als es nöthig ist, daß Feuer, ein Werkzeug der Zerstörung, in den Händen eines Mordbrenners sey. Wenn man nicht immer den Mißbrauch von jeder Sache abrechnet, so mißbillige man Alles. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die Klöster sogar auf sehr mannichfaltige Art nützlich werden könnten.

Sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind Mönche und Nonnen, die Kranke verpflegen; wenn ich nicht irre, hat Papst Pius der Sechste noch in diesem Jahre die Welt mit einem neuen, sehr menschenfreundlichen Mönchsorden dieser Art begabt. Klöster wären ein sehr wünschenswürdiger Aufenthalt für Leute, die dem Staat den größten Theil ihrer Kräfte geopfert haben, und nun eine Ruhestätte suchen; für Männer von ausnehmenden Fähigkeiten, die wegen Leibesgebrechen, Armuth, Mangel an Empfehlungen und Beförderung jeder andern guten Aussicht im Leben beraubt sind, für alle Verunglückte. Mein seliger und unvergeßlicher Herzensfreund Iselin hat in den Ephemeriden der Menschheit vortreffliche Vorschläge zur Säcularisation der Klöster und Ordensstände gethan, und wienerische Schriftsteller wiederholten dieselben mit großem Beifall.

Solche Menschenfreunde wollen immer das Beste. Aber da einmal der Mensch im Ganzen nicht immer das Beste wollen kann, so muß man doch immer dankbar seyn für das Große und Gute, das wirklich geschieht. Wenn man großen Herren in allen Dingen zu viele Vorschläge macht, so wird ihnen die Wahl schwer und zuweilen unmöglich. Das Beste für die Menschheit muß doch immer, natürlicher Weise, mit demjenigen verbunden seyn, was für große Herren das Beste ist; denn sie sind auch Menschen wie wir, und also muß doch alles Gute in alle ihre Wünsche, Bedürfnisse, Absichten und Umstände einpassen.

Menschen möchte man immer in Klöster gehen lassen, die lange der Welt müde sind, auch solche, die man in der Gesellschaft nicht vermißt, Personen beiderlei Geschlechts, die entweder selbst der Menschheit große Beispiele zu geben verlangen, oder nicht die schönste Rolle in der Welt spielen.

Allen Büßenden, allen in Arbeit grau gewordenen, jedem Schwachen, den die Last des Unglücks ganz nieder gedrückt, und aller Geschäfte sowohl, als aller Freuden des gesellschaftlichen Lebens unfähig gemacht, gönnt man gern eine solche Freistatt. Es mag seyn, daß man irgendwo in Bayern einen Karthäuser-Prälaten mit vier stolzen Pferden und einem prächtigen Wagen zur Stadt fahren sah; aber dennoch deucht mir, es sey in dem Karthäuserorden, in sofern man aus bloßer Liebe zur Einsamkeit in demselben die Welt flieht und sich aus wahrer Andacht gänzlich der Gottseligkeit widmet, etwas wirklich Erhabenes*).

---

*) So geistvoll, so liebenswürdig und menschlich hat in unsern Zeiten wohl Niemand der Karthäuser sich angenommen und überhaupt über Klöster und Klosterleben geurtheilt, wie eine edle, junge und sehr schöne hannöverische Dame, die Frau von Berlepsch. Auszüge aus der Handschrift ihrer Briefe über Klöster und Klosterleben; über Biberich, Schlangenbad und Schwalbach; über eine Reise von Mainz, den Rhein herunter, und über Holstein, habe ich gemacht, und in verschiedenen Blättern des hannöverischen Magazins vom Januar 1783 abdrucken lassen. Folgende Stelle ist so sinnreich und rührend und sie dient so ganz zu meinem Zwecke, daß ich mich nicht enthalten kann, dieselbe ganz hieher zu setzen.

„Sie wissen, sagt Frau von Berlepsch, daß ich für's Klosterleben eine heimliche Neigung und Verehrung habe. Laut darf ich dies nicht sagen, weil man mich beschuldigen würde, ich denke nur so aus Neigung zum Sonderbaren. Aber ich bin mir besserer Beweggründe bewußt. Der hohe und reine Geist der Andacht, Demuth und Genügsamkeit, dem die Klöster gewiß ihre Entstehung zu danken haben; der Muth, mit dem ihre Stifter allen lockenden Reizungen der Welt und ihre Geselligkeit entsagten, und die fromme Absicht, ganz in abgezogener

Auch durch Nonnenklöster geschieht ungemein viel Gutes. Manches gnädige Fräulein hatte in ihrer Jugend etwa ein Kind und behauptet dann dessen ungeachtet doch ihren

---

Stille den Geist zum höhern Leben fähig zu machen, erweckt meine Bewunderung.

Innigst bin ich gerührt von den Gedanken an die Thränen und Seufzer, die so oft aus diesen stillen Wohnungen, ungesehen von der Welt, zu Gott emporgestiegen sind. Wie viele süße Neigungen und gewaltige Triebe wurden da überwunden! Noch nie trat ich in ein Kloster, ohne eine Art von heiligem Schauer zu empfinden, der vielleicht süßer war, als das freudigste Staunen beim reichsten Anblick der Kunst und der Pracht. Wie vergaß ich da alle Satyren, die man sich gegen Klöster entgehen läßt, und die mir auch wohl selbst entgangen sind, und fühlte nur, wie schön, wie groß, wie himmelähnlich ein Leben wäre, das dem Geiste der Stiftung getreu, in Bruderliebe, Wohlthätigkeit, Stille, Frömmigkeit, täglich wachsender Besserung des Sinnes und Herzens, Reinheit, Ordnung, Einfalt und ungestörter Ruhe, in einem Kloster hinflösse!

Dies ist eine Chimäre, sagen Sie? Vielleicht. Aber ach, warum muß es eine seyn? Eben deswegen, weil auch schon da zu viele Menschen zusammen kommen, und zwar Menschen, die keine reinen Religionsbegriffe haben, und denen das erste Jugendleben in der Welt die Blüthe der Unschuld schon geraubt hat, und zu viele stürmische Leidenschaften in ihnen schon erregt.

Daß es Pflicht sey, einer so rauhen Einsamkeit sich zu weihen, glaube ich freilich nicht. Es ist vielleicht unter mancherlei Umständen ganz unrecht. Auch gebe ich gerne zu, daß, nach ihrer jetzigen Beschaffenheit, solcher Wohnsitze des Müssiggangs zu viel sind, und daß der Plan, sie einst alle aufzuheben, eine sehr politisch weise Absicht seyn würde. Aber manchem Unglücklichen würde doch auch ein Zufluchtsort entzogen; denn Sie wer-

Platz in der großen Welt rasch und keck. Es war ein Unglück, und was will man mehr? Aber tausend geschwächte Bürgerstöchter kommen so ehrenvoll und gut nicht weg; darum ist es freilich ein wünschenswürdiger Vortheil, wenn diese armen Mädchen, die vielleicht nur aus lauter Güte des Herzens nicht Nein sagen konnten, Gelegenheit haben, in der stillen, ehrbaren Ruhe eines Urseliner- oder Magdalenen-Klosters längst entwischte Sünden zu bereuen, indeß da jene gnädigen Fräulein ihren sehr zweideutigen Tugendknäuel mitten in der Welt abwinden.

Es war immer meine Lieblingsmeinung, wenn ich, bei sonst guten Anlagen, etwa ein zum Schelten geneigtes altes jungfräuliches Gefäß sah, daß vielleicht eine herrliche Nonne aus dieser beißigen Seele hätte werden können. Manches unverheirathete Frauenzimmer dieser Art hat auch vielleicht von dem Werth oder Unwerth fleischlicher Lüste schon so viel Erfahrung, daß sie wissen kann, was daran ist, und denkt wohl eben so billig darüber, wie jene junge Frau in der Schweiz, die mir den andern Morgen nach ihrer Hochzeit sagte, sie habe die ganze vorige Nacht gedacht: ist's nur das? Vortrefflich, wenn man dies in einem Kloster glaubt.

---

den mir zugeben, daß für kranke, erschöpfte, müde, von der Welt wundgedrückte, in ihren Wünschen betrogene, in ihren Hoffnungen gescheiterte Herzen, das Kloster eine schöne, sichere Freistatt ist, um die Trümmer ihres Glückes, ihrer Gefühle und Kräfte noch aufzulesen, zu sammeln und zu genießen, anstatt, daß die Welt sie gar zerschmettern würde. Mich interessiren darum alle Klöster, und zumal die Karthäuser."

Sollte aber auch solchen Magdalenen noch einfallen, sich nur ihrer Versorgung wegen verheirathen zu wollen, so sagt ihnen die gesunde Vernunft, Versorgung finde man ja im Kloster. Häßlichkeit sogar, wenn es so weit gekommen wäre, schadet im Kloster nie; denn jede häßliche Frau in der Welt hat doch immer mehr gute Freundinnen, als eine schöne, und eben so findet auch eine häßliche Nonne, wenn sie übrigens gutmüthig ist, immer am meisten Freundschaft im Kloster. Hasset endlich jedes gräßliche alte Fräulein oder Jungfer im Kloster den Teufel nur so sehr, als jeden Menschen in der Welt, der sich nicht in sie verliebt, und liebt sie im Kloster ihren Heiland nur so sehr, als sie in der Welt ihren fleischlichen Anbeter lieben würde, wenn sie einen hätte; so sehe ich gar nicht, warum auch verdorbene weibliche Charaktere sich nicht sollten im Kloster veredeln und da viel seliger leben und sterben, als in der bösen Welt.

So natürlich zuletzt auch immer der Wunsch seyn mag, daß man doch überall lieber aus jedem schönen Mädchen eine Mutter eben so schöner Kinder werden lasse, so gibt es dann auch wieder Fälle, die das Klosterleben äußerst empfehlungswürdig und wünschenswerth für manches, übrigens ganz vortreffliche Frauenzimmer machen, der man nun weiter nichts mehr wünschen kann, als ein ehrliches Auskommen und ein fröhliches Herz.

Erträglich wird auch immer der Aufenthalt eines Mönchsklosters, wenn es nur da nicht zu sehr von Dummköpfen wimmelt. So kann es ein Gotteshaus und eine Freistatt werden, die man gegen sich selbst sucht und findet. In

keine Langeweile versinkt man alsdann über seinen Zustand, wenn man die Freiheit hat, alle Hülfsmittel gegen die Langeweile zu benutzen. Ein Mönch kann studiren, wenn es ihm die Herren im Convent erlauben; aber gewöhnlich erlauben sie dies nicht, und darum begreift man, warum in Deutschland die Herren Franziskaner, Kapuziner, Carmeliter, Paulaner, Hieronymitaner, Augustiner und Minoriten immer größere Fortschritte in der Dummheit machten, als die Benedictiner, weil diese doch mehr studiren, als jene. Aber eben so begreiflich ist mir auch, daß alle diese ehrwürdigen Herren zusammen doch lieber ihre Bäuche pflegen, als ihre Asceten lesen.

Ein liebes, junges Gesicht unter einem Schleier und im Nonnenkleide machte in meiner Jugend mir immer Riegel, Thöre, Aebtissin, Alles verhaßt, was sie umgab. Immer dachte ich an das rasche, unbesonnene, oder abgezwungene Gelübde, das die arme Seele in diesen Kerker einschloß. Ich glaubte in ihren Augen zu lesen, wie viel anders sie empfinde, als sie handle und lebe, und wie ganz anders sie denke, als sie spreche. Mitleid, Erbarmen und Liebe erfüllen uns beim Anblick einer schönen und gefühlvollen Nonne, die, zu ewiger Einsamkeit und Selbstverleugnung verdammt, Alles verleugnen muß, was die Natur erlaubt, und in Tod und Verderben sich würfe, wenn sie thäte, was die Natur ihr räth. Nichts kann sie retten und Nichts macht ihren Zustand erträglich, als Mystik; nichts Menschlicheres und Freundlicheres läßt sich für eine Nonne erdenken, denn Mystik ist ganz auf Liebe und Verliebtheit gegründet. Die armen Nonnen wissen am Ende gar nicht mehr, warum sie der liebe Gott erschaffen hat, aber das

wissen sie immer, daß sie in diesem elenden Leibe nichts mehr lieben können, als Gott. Diesen beständigen Enthusiasmus von Liebe, wenn er nur nicht in Hysterie und Tollheit ausartet, halte ich, nebst den schönen Handarbeiten, womit die Nonnen sich beschäftigen, für die Ursache, warum Hünauld, ein großer französischer Arzt, angemerkt hat, daß die Nonnen später sterben, als das in der Welt lebende Frauenzimmer.

Freunde der Freiheit haben sich immer gegen Klosterregel und Klosterzwang empört, und ein großer Freund der Freiheit, ein calvinischer Philosoph, mein guter Freund, de Lüc, vertheidigt Klosterregel und Klosterzwang. Wenn das Interesse vieler Menschen in Eins sich vereinigt, sagt er, so muß sich Alles unter eine Regel beugen, und eben daher seyen die Klöster in allen ihren Anordnungen immer besser fortgeschritten, als alle andere Societäten von Menschen. Die meisten ländlichen Klöster, die unsern Augen einen weit größern Wohlstand darstellen, als Alles, was sie umgibt, haben das Land gebaut, und von dieser mit Emsigkeit befolgten Absicht komme ihr Wohlstand. Warum sollten sie ihn nicht genießen? sagt der menschenfreundliche de Lüc. Wir sollen die Mönche nachahmen, sie nicht beneiden.

Aber dieser leutselige Menschenfreund glaubte doch auch: es wäre freilich gut, wenn in Klöstern dem Uebermaß des Mißmuths nicht Riegel und Thor sich schlössen; aber Etwas müsse doch dem vorübergehenden Ekel widerstehen. Hinter der Mauer, wo Regel gilt, müsse Alles gehorchen. Die Religion allein, entweder durch ihre natürliche Kraft, oder durch das Gewicht, das man ihr giebt, bewirke diesen

glücklichen Endzweck. Ein Kloster, das sich gelüsten lasse, die Regel zu brechen, habe den ganzen Orden gegen sich, weil dieser einer allgemeinen Achtung bedarf, um dadurch aus seiner Mittelmäßigkeit sich zu erheben. Mönche seyen Menschen, die einen gewissen Stand erwählt haben, oder wie viele andere, wählen mußten; und wir sollen wünschen, sagt der liebenswürdige de Lüc, daß jeder Mensch in seinem Stande glücklich sey, sobald er nicht anderer Glück vernichtet.

Selbstverleugnung eines Christen besteht aber nicht in einem fortdauernden harten Leben, nicht in einer allgemeinen Entsagung von allen unschuldigen Freuden der Welt. Die Religion ist nur eine Feindin des unerlaubten Genusses, so wie etwa die Furcht vor den unausbleiblichen Folgen eine Feindin böser Lüste bei Thieren. Einer Katze, die ich oft in einer redlichen Familie, nach altem Schrot und Korn, in der Schweiz, auf dem Tische zwischen den Schüsseln herdurch spazieren sah, indem die gute Familie aß, erweckte der herrlichste Kohl und der schönste Braten blos eine kleine Bewegung in der Schnauze; sie näherte sich dem lieblichen Geruche dann empfindsam, doch sehr bescheiden. Aber rein blieb ihr Mund, und ihre Pfote that keinen Griff nach der Schüssel. Diese Katze widerstand ihren Lüsten mit weniger Anfechtung, als Sanct Antonius, blos aus Furcht vor den unausbleiblichen Folgen.

Mich hat es oft gelüstet, ein Mönch zu werden, wenn ich mich ärgerte über eine Welt, die doch allenthalben den Speichel vornehmer Dummheit leckt; wenn ich sah, wie leidendes Verdienst sich doch allenthalben beugen muß unter

übermüthiger Amtsmacht; oder wenn ich an alle Widerwärtigkeiten des Lebens dachte und an die finstern Pfade auf den Wegen der Vorsehung; oder wenn ich mich nicht länger wollte umnebeln lassen durch Alles, was ihr wähnt und schnackt. Aber dann dachte ich, bei allen schönen Scenen, die meine stille Zelle und mein kleines Gärtchen mir hoffen machten, an Klosterregel und Klosterzwang und an die Unmenschen im Kloster, denen ich den Rock hätte küssen müssen, und so verging mir augenblicklich meine Thorheit.

Seelenruhe gibt es aber doch auch im Kloster, denn du bist kein Menschenkenner und kein Welterfahrner, wenn du glaubst, Glückseligkeit finde sich in etwas Anderem, als in der Veränderung deiner Neigungen und deiner Leidenschaften. Wie Furien setzen sie dir nach, du magst auch ziehen, wohin du willst. Aber Geist, Licht, Kultur und Leben nimmt jede schöne Seele mit in jede öde Gegend, wenn sie auch glaubt, sie ziehe in ihr Grab. Klösterliche Todtenstille besänftigt und beruhigt allmählig jedes schöne Herz, das von dem ekelhaften Weltgewirre abgesondert und mit dem Haushalte der Leidenschaften bekannt, die Welt nicht hasset, aber sich derselben nur mit Gleichgültigkeit erinnert, und nun entfernt von Gütern und Vortheilen, die mehr Schein als Wahrheit haben, geschäftig und gelassen, ohne Anspruch und ohne Gram durch das Leben hingleitet.

Einigen Klöstern wünsche ich darum, aus Liebe zur Einsamkeit und aus Ehrerbietung für die wahren Heiligen der römischen Kirche, in jedem katholischen Lande eine ewige Dauer. Es ist doch immer eine wohlthätige Kunst und ein wahres Verdienst im Himmel, Dummheit zu ertragen, oder

sie nach guten Zwecken zu leiten, wenn man kann. Wir wollen den Herren Dominikanern zugeben, daß die Stimme ihres Vincenz Ferrarius in Avignon gehört wurde, wenn er in Bretagne predigte und daß Johannes Romanus Lungen hatte, deren Donner man auf Java hörte, wenn er in die Drommete seines Evangeliums in Mexiko stieß. Jede Dominikanerzunge sey ein Schwert und ihre Worte glühende Kohlen, wenn nur jenes nicht haut und diese nicht zünden. Die ehrwürdigen Herren Karmeliter in Bayern mögen sich immer durch das Talent auszeichnen, wofür sie in Frankreich berüchtigt sind, und bei den Weibern und Haushälterinnen der Landedelleute, Landbeamten, Landpfarrer und Bierbrauer allgemein beliebt seyn, wenn sie nur nicht noch mehr Dummheit in Bayern verbreiten. Sie mögen immer glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Psalmen gesungen, wenn sie nur jeden Philosoph in München dulden, der an diese Musik nicht glaubt. Die ehrwürdigen Herren Benedictiner in Bayern mögen immer die Damen, welche ihre Klöster besuchen, nach Standesgebühr bewirthen und beherbergen, oder auch durch Geißelstreiche und Ciliciumsstiche ihren Rücken zerfleischen, wenn nur dies Alles ihre Sitten mildert und ihnen die Sanftheit gegen Menschen nicht benimmt, die nicht glauben den Himmel durch einen heilen Rücken zu beleidigen. Endlich werden doch die Mönche von selbst aufhören, den Protestanten die Seligkeit abzusprechen*), und die für Ketzer zu

---

*) Ganz nahe ist diese Epoche noch wenigstens in Bayern nicht, wenn die hierüber und sonst noch über Vieles in der berühmten

erklären, die Gott und sein Wort höher achten und die Worte des seraphischen Vaters Franz von Assisi; als dreifache Kronen, rothe Hüte, runde, geeckte und gespitzte Kapuzen, Sandalen, Gürtel, Stricke, Bärte, Lucaszettel, Nicolaibrot, Aloysimehl, Walpurgaöl, Ignatiusbohnen, Portiunculaablaß und das Hexenpantöffelein des ehrwürdigen Paters Fulgentius.

Angenehm ist's immer, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will. Erhabenheit der Gesinnungen bei irgend einem Menschen erweckt Bewunderung. Es ist ein großer Anblick, zu sehen,. wie ein Weiser mit seinem Unglücke kämpft, oder wie ein Mönch im Kloster durch Verleugnung seiner liebsten Leidenschaften und tägliche Anstrengung seines Geistes täglich zu neuer Kraft und neuen Siegen über sich selbst erwacht und mit krankem Herzen Seelenruhe sucht vor dem Kreuze seines Erlösers.

Bei dem dumpfen Klang der melancholisch langsam läutenden Glocke faltet er heilige Hände, wie einst die The=

Reise durch den bayerischen Kreis enthaltenen Nachrichten ganz zuverläßig sind. Der geistvolle Verfasser dieser Reise sagt: die Controverspredigt des ehrwürdigen Paters Simplicius Haan, worin er behauptet, daß kein Protestant selig werden könne, sey unter der gegenwärtigen Regierung in München plenissime approbirt, und der wüthende Pater Thomas Aquinas Jobst, der sich so große Mühe gab, die spanische Inquisition in Bayern einzuführen, und deswegen unter dem letztverstorbenen Kurfürsten Maximilian seiner klösterlichen Würde entsetzt und zu einer schändlichen Landesverweisung verurtheilt ward, sey jetzt wieder Prior!

rapeuten der Morgensonne entgegen und bittet Gott, wie sie, um einen beglückten Tag, um Wahrheit und die Gabe, vernünftig darüber zu denken. Er wirft sich in der Frühmesse nieder auf seine Knie, mit einem Geiste, der Gott Alles aufopfert, wenn auch das Herz nicht immer will. Nie tritt er in seine Zelle, ohne den festen Entschluß, da so zu leben, damit er jeden Tag sterben dürfe. Aber auch hier, wo der Tod und die Wahrheit ihre schreckliche Fackel schwingen, auch in dieser, der Welt unzugänglichen Zelle, aus der man in die Ewigkeit übergeht, stirbt man vielleicht noch ungern, wenn das arme Herz immer noch fernweg gezogen ist nach einer Richtung, wahrhaft wie die Magnetnadel, aber zitternd, wie sie. Er folgt ihm nicht. Geprüfte Weisheit hält ihn fest, auch indem er vergebens seine Arme nach der Scheidewand des Schicksals ausstreckt, ringt, ruft, wild und schrecklich hinsieht und hinstaunt durch trübe Wolken, und vor dem Auge verschwindende Hügel in zu fernes Land. Als einst noch Hoffnung glimmerte; als er noch wähnte, dies werde nicht geschehen, kämpfte seine Seele nicht gegen Verzweiflung, und sie kam! Nun weiß er, daß das einmal Verlorene für immer verloren ist und daß Alles bleibt, wie es jetzt Gott geschickt hat, bis in's Grab. Das gibt eisernen Muth, hebt den Geist und heilt das Herz. Seufzer mögen sich vermählen; aber darum ist in dieser armen Zelle doch Glückseligkeit möglich, denn Tugend, die sich unterwirft, ist auch Glückseligkeit. Alle Kräfte der Seele wachsen, wenn das Feuer und die Würde der Gedanken alle Gefühle hinreißt und fesselt. Nun lauscht sein Ohr nicht mehr auf das Geräusch der Welt. Nun sagt er nicht mehr, ach, ich möchte auch andere Menschen reden hören, als Mönche. Nun reizt ihn nichts mehr zu unsterblichem Kummer auf hoher Helden-

bahn. Nun lüstert ihn nach keiner Ehre, die ihn nicht im Himmel erwartet. Nun heißt er nichts Vergnügen, was nicht wohlthätig in die Ewigkeit wirkt. Nun blickt er licht in die Nacht hin. Er sieht von fernher, wie sie kommen muß, die Nacht, in der die müde Seele verlassen muß ihre Hütte von Staub. Wie leicht wird ihm das, da er längst verlassen hat, was er mehr liebte; da er ausgelitten hat und ausgeseufzt; da alles Harte ausgestanden ist und überwunden. Er erwartet den Tod fest und aufrecht, wie eine Eiche, über der die Sonne scheint, oder die der Sturm schlägt. An seinem letzten Abend hüpft noch sein Herz bei jeder Litanei. Noch hebt er auf seinem harten Strohsack die kalten, sterbenden Hände zum allgemeinen Jubelgesang seiner Brüder, segnet, mit eingefallenem Antlitz und bebender Zunge, noch seine Geliebte, und stirbt.

Mönche sollen immer große Beispiele geben, da sie wenigstens doch Dinge unternehmen wollen, die der Menschheit schwer fallen. Aber man weiß aus meinem siebenten Capitel, was Faulpelzen in einem Kloster einfallen kann, die ihr Brevier in die Ecke werfen, nicht gleich in den Garten laufen, Harke und Schaufel ergreifen und arbeiten, bis sie von des Tages Last und Hitze niederfallen. Soll das Klosterleben ein sicherer Hafen seyn gegen die Sünde, so muß die Würde der Mönche sich zeigen durch ihre Thaten. Sie müssen Nichts sich erlauben, was ihr Ansehen schwächt, nie den Mann einer frömmelnden Frau durch ihre Unkeuschheit entehren, niemals des Nachts verkleidete Mädchen in ihren Zellen haben und niemals auf ihren Reisen in den Armen von Aufwärterinnen und Wirthstöchtern den Glanz von Heiligkeit vergessen, der ihre kahlen Köpfe umstrahlt.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn sie auch in der Clausur nicht immer nach jeder schönen Heiligen sehen und bei der Conversation im Beichtstuhl nicht immer nur nach dem Halstuch der Sünderin. Robert von Arbrissel, der im zwölften Jahrhundert Mönche und Nonnen der Herrschaft einer Frau unterwarf, wußte vielleicht nicht, wie nöthig es ist, daß kein müßiger Mönch auch mit keinem alten Weibe umgehe, denn bei einem alten Weibe denkt sich ein angebrannter Kopf leicht ein junges. Wegwendung der Imagination von jedem Laut, jedem Tritt, jedem Schatten von Weiblichkeit und Sinneslust ist darum der beste Kappzaum mönchischer Unkeuschheit. Keinen jungen hitzigen Mönch ließe ich sogar nach dem Gemälde einer schönen Mutter Gottes hinsehen*), bevor er sicher wäre, durch emsige Ar-

---

*) Wenige Tage bevor ich dieses schrieb (im August 1784) besah ich in Hildesheim, im Hause des frommen Domherrn von Weichs, eine von Raphael gemalte, oder gewiß durch eine vortreffliche Hand nach Raphael copirte Madonna. Ist diese Madonna nicht schön? fragten mich die geistlichen Herren. Die schönste, die ich in meinem Leben gesehen habe, sagte ich, denn sie hat Alles, was man an irgend einer Madonna Schönes sehen kann, und dabei doch so schelmische Augen. Ja, das kommt daher, erwiederte mir ein sehr aufgeklärter Domherr und sehr großer Kenner solcher Augen, diese Madonna ist das Portrait von Raphaels Maitresse.

Gemälde von diesem Range findet man nun freilich wohl selten in deutschen Klöstern. Aber bei jungen Mönchen zündet Alles, was weiblich ist. „Am Fastnachtsabend,“ sagt der Verfasser der bayerischen Briefe aus dem Noviziate, „gab uns der Magister eine Menge Scapuliere und auch einige bemalte Kupferstiche, die wir unter einander theilen sollten. Dabei machte ich wieder eine schöne Entdeckung. Einer von diesen

beit im Garten und fleißiges Lesen und Geschmack an der höchsten Geisteskultur seyen alle fleischliche Lüste aus seiner Seele verbannt und ja nicht durch geistliche Betrachtungen, die doch selbst zuweilen zur Unreinigkeit Gelegenheit geben*).

Mönche würden sich freilich weit besser befinden bei einer sanften Moral, die man ausüben könnte, als bei einer strengen, die man nicht ausübt. Wegen der Härte seiner Regel ist jener Schelm dort in der Kapuze nicht tugendhaft, so bescheiden er auch seine Augen niederschlägt. Aus Zwang floh er die Welt, und in seinen Eingeweiden wüthen ihre Lüste. Wer täglich seinen Rücken peitscht, in einer dunkeln

---

Kupferstichen stellte die Magdalena vor, der andere die Catharina und beide mit etwas vollen und halb enblößten Busen. Nun ging's an ein Bitten und Streiten, da ein halbes Dutzend unserer Brüder sich alle mögliche Mühe gaben, diese zwei Heiliginnen zu erhaschen, um doch wieder einmal wenigstens durch das Anschauen eines gemalten Mädchenbusens ihre brennende Sehnsucht zu laben.

*) Johann de Castanizza, ein verehrungswerther spanischer Mystiker, hat in seinem geistlichen Kampfe, einem der besten mystischen Bücher, ein Capitel, wie man die Fleischeslust und böse Begierden bestreiten und überwinden könne, worin er vorzüglich auch gegen die Vermessenheit warnt, allzuviel an alle Hülfsmittel gegen solche Versuchungen zu denken. Solchen Grundsätzen der höchsten Reinheit zufolge, sagte darum eine junge, schöne, sehr lebhafte und äußerst keusche deutsche Dame: „das Wort Keuschheit ist mir unausstehlich wegen der fatalen Nebenideen, die es mir immer erregt.“

Höhle huckt und da die Welt verflucht, ist vielleicht eben so wenig duldsam, als der schwärmerische Andächtler, der euch süß und freundlich anblickt, glatte Worte gibt und einen Dolch in der Tasche trägt. Kasteiungen sind ein Verbrechen gegen die Menschheit und eine ärmliche Huldigung für den Himmel.

An die Besserung des innern Menschen dachten die Mönche bei sich selbst und bei Andern doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöster. Alles, was sie die Menschen lehren, zielt doch immer auf die Kunst, ihnen die Köpfe zu verrücken, um ihnen dadurch das Geld aus der Tasche zu locken; an Besserung des Herzens wird nicht gedacht. Vortrefflich hat darum ein wienerischer Schriftsteller in einer kleinen Abhandlung über Reliquien gesagt: alle die silbernen Figuren von Füßen und Händen und ausgerissenen Zähnen, die man den Bildern des Heilandes und der Jungfrau Maria anhängt, seyen doch wahrscheinlich Gott nicht so angenehm, als das Gebet dessen, der mit innigem Dankgefühle für seine Heilung und seine Errettung aus Schmerz und Leiden, vor jene Bilder sich hinwirft und dann anstatt Perlen einem Krucifix umzuhängen, oder einem Heiligen einen Thaler an den Fuß zu binden, oder ihm vollends eine Krone auf den Kopf zu setzen, lieber wahre Christentugenden und Werke der Barmherzigkeit ausübt, und, anstatt einen Armen von seiner Thür wegzujagen, ihn kleidet, speiset und tränkt.

Ein großer Heuchler war jener katholische Heilige, der für die Armen Schuhe umsonst machte, wozu er das Leder stahl. Aber nicht besser waren alle die Ordensmänner, die

aus Habsucht und Durst nach Reichthümern vorgaben, sie entsagen der Welt und tödten in sich ihre Lüste. Sie verloren die vornehmsten Pflichten der klösterlichen Gemeinschaft aus den Augen, verfaulten in Trägheit und Unwissenheit und waren nicht mehr im Stande, ihr Brevier zu lesen.

Das thierische Leben in Klöstern war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöster und Mönche. Nachdem bei der großen Völkerwanderung die Barbaren alle Klöster in Spanien und Gallien zerstört und die Mönche sich zerstreut hatten, sammelte der heilige Benedikt sein Häuflein auf Monte Cassino und stiftete daselbst die noch blühende Abtei, das Stammhaus des Benediktinerordens. Er fand eine neue Regel, und seine Mönche waren im ganzen Occidente beinahe zwei Jahrhunderte hindurch der Gegenstand einer allgemeinen und verdienten Hochachtung. Die Benediktiner haben das Meiste zur Kultur von Deutschland beigetragen, sich in den dicksten Wäldern angebaut, selbst Hand an die Arbeit gelegt, Wälder umgehauen, Moräste ausgetrocknet und sich dafür fischreiche Seen angelegt. Die Reichen gaben ihnen dafür verdiente Geschenke, und billig half ihnen der gemeine Mann mit seinen Händen zu diesen gemeinnützigen Arbeiten. Sie theilten das Land unter allerlei Zinsen aus, sie bekamen leibeigene Unterthanen, und diese wurden ihnen zum Theil geschenkt, oder sie sind ihnen von selbst zugelaufen, wenn ihre Edelleute sie zu tyrannisch drückten. Karl der Große ertheilte ihnen wichtige Freiheiten; Flecken und Dörfer wurden angelegt. Sie haben den Deutschen zum Menschen gemacht, haben ihm den Ackerbau gelehrt, haben durch ihre Gastfreiheit in dem rohen Lande Geselligkeit und Menschlichkeit befördert; ein witziger Kopf

setzt hinzu: sie entwöhnten unsere Bauern vom Pferdefleisch und lehrten sie Lateinisch beten. Aber alle diese Verdienste bereiteten allmählig den Verfall der Benediktiner. Da aus Bewunderung für ihr frommes und gemeinnütziges Leben Viele einen Theil ihres Vermögens in die Klöster gaben, erfolgte eben dadurch bei diesen Mönchen eine allgemeine Nachlässigkeit in ihren Pflichten, Habsucht, Geiz, Trägheit, Unwissenheit, Unkeuschheit und endlich ein völlig ruchloses Leben *).

Basilius verfehlte seinen Zweck, indem er zuerst die Mönche der Gesellschaft und den Städten näher brachte, oder eigentlich das Mönchsleben vereinigte mit der gemeinschaftlichen Lebensart der Christen. Von dem Werthe der Einsamkeit und des Weltlebens hatte dieser große Mann übrigens sehr klare Begriffe. Er sah, daß die beiden Lebensarten mit einander stritten, und von beiden fand er das Nachtheilige und Gute nicht gehörig untermischt. Das Mönchsleben schien ihm ruhiger, besser eingerichtet und genauer mit Gott verbunden, aber ihm schien die Tugend darin keiner Prüfung unterworfen. Das Weltleben hielt er für geschäftiger und nützlicher, aber auch für weniger frei

---

*) Zur Ehre der Benediktiner will ich indessen doch auch nicht verschweigen, daß dieser Orden aus seinem Schooße der Welt vier und zwanzig Päpste, zweihundert Cardinäle, siebentausend Erzbischöfe, fünfzehntausend Bischöfe, viertausend Heilige und gegen dreitausend Märtyrer geliefert hat.

von Getümmel und Unruhe. Also versöhnte und vermischte er beide Lebensarten mit einander, indem er zwar Wohnungen errichtete für geistliche Uebungen und für Einsame, ohne sie doch weit zu entfernen von dem gesellschaftlichen Leben. Er sonderte sie nicht wie durch eine dazwischen gezogene Mauer, sondern stiftete unter ihnen, ganz in der Nähe, Vereinigung und Trennung; denn er wollte nicht, daß das Mönchsleben ohne Gemeinschaft sey, noch das Weltleben ohne Beschaulichkeit. Die Absicht dieses großen Kirchenvaters war gut, aber indem er die Mönche den Menschen näher brachte, gab er auch jenen mehr Einfluß auf diese, und der Erfolg war schrecklich.

Nicht nach den Grundsätzen des Basilius, aber mit dem nämlichen übeln Erfolge, wurden der heilige Dominik und der heilige Franz von Assisi Stifter ihrer zwei berühmten Bettelorden, die sich nachher in unzählige Zweige vertheilten und alle sehr gesellig wurden. Dominik und Franz sind die eigentlichen Stifter aller Bettelmönche, dieser großen Umstürzer der Religion und Verwirrer aller gesunden Menschenvernunft.

Franziskaner und Kapuziner stellten ihren halbklugen Vater Franz dem Weltheilande völlig an die Seite. Portiunculaablaß und Verdienst Christi waren für sie einerlei. Ein Kapuziner sagte in einer Predigt: Gott, der Vater, irre sich zuweilen in der Person seiner zwei Söhne, Christus und Franz; denn beide sehen sich ähnlich und beide seyen sich im Range gleich. Die heiligen zwölf Apostel seyen nur Bediente des heiligen Franz. Zum ewigen Leben

komme man nie ohne Portiunculaablaß, und da der heilige Franz der rechte Arm Gottes sey, so würde auch Gott jedem Menschen, der ohne Portiunculaablaß selig werden wollte, die Himmelsthür zuriegeln.

Solche Vorstellungen machten die Bettelmönche allenthalben den Menschen. Allenthalben verdarben sie zuerst den Verstand von Jedem, der sich ihrer geistlichen Führung überließ. Sie bedeckten wie Heuschrecken die Erde und verzehrten den zum Unterhalt des emsigen Bürgers und Landmanns bestimmten Vorrath. Ihren Bußstand und ihre geistliche Ruhe wußten sie mit Umherlaufen durch weltliche Häuser und vertrautem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte zu paaren. Ueberall das gemeine Volk durch Aberglauben, Andächteleien, Ränke, Geschwätz, Heirathsstiftungen, Einflüsterungen und Fuchsschwänzereien jeder Art zu bethören, war das ganze heilige Geheimniß der Söhne des seraphischen Vaters Franz.

Sankt Obereit, der Weltüberwinder, sagt in seiner neuen Reformation der Kirche: wenn der Ehestand ein so vorzügliches Gut im Reiche Gottes wäre, wie es im Reiche der Welt seyn möge, so hätte sich Jesus Christus gewiß auch verheirathet! Dies ist also wohl die Ursache, warum Sankt Obereit's Liebling und Herzensfreund, der unsinnige Franz von Assisi, nicht verheirathet war, und lieber, um seine wilden Lüste zu dämpfen, sich dafür des Winters im Schnee wälzte. Natürlicher Weise ward dadurch das Uebel ärger. Also nahm der seraphische Vater Franz ein Messer, und schritt zur Radikalkur.

Sankt Franzens fette und saftvolle Söhne, in runden und gespitzten Kapuzen, bedienten sich gegen die nämlichen fleischlichen Anfechtungen einer ganz verschiedenen Kurart, zumal in den österreichischen Staaten. Von Amtswegen mußten sie sich in allen Häusern einnisten; und also machten sie, wo sie konnten, die Frau zur Heiligen und den Mann zum Hahnrei. Der Erfolg war schlimmer, als man glaubt. Die daher entstandene Menschenart wich zwar im Kriege nicht vor dem Feinde, aber sie verengte Alles im Staate durch den angeerbten Aberglauben, verketzerte jeden gesunden Grundsatz, verbannte jeden Lichtstrahl von Toleranz und durfte sogar dem Kaiser Joseph vorschwatzen, Preßfreiheit sey eine Pest im Lande.

Katholische Schriftsteller sagen: nichts sey so niederträchtig, wozu sich die Bettelmönche in den Häusern der Vornehmen nicht gebrauchen ließen, um die Gewogenheit der gnädigen Herrschaften sammt und sonders beizubehalten. Um eine gute Tafel nicht zu entbehren, treten sie da als Spaßmaßer und Lustigmacher auf und erzählen Histörchen, die jeder nur mittelmäßig gutdenkende Weltmann zu erzählen sich schämt. Sie verleumden, um sich in ihren Posten zu behaupten, jeden Mann von Verstand, aus Furcht, er wachse ihnen über den Kopf. Durch Bediente, oder alle Arten von schlechten Leuten, die in alle Häuser kommen, erwerben sie sich diejenige Kenntniß jedes Hauses, die für solche schlechte Köpfe allein einen Werth hat. Das niedrigste Verhalten im alltäglichen Leben war immer ihre einzige und höchste Weisheit.

Sie belogen in Städten und auf dem Lande das Volk durch falsche Erzählungen und erdichtete Mirakel. Den ge=

meinen Mann beraubten sie zugleich seiner Vernunft und seines Geldes. Sie schacherten mit Messen, Sakramenten und Reliquien, unterschoben Abläße und wunderthätige Bilder und erpreßten durch diese Marktschreierei von dem gemeinen Manne das zu seinem Unterhalt nöthige Geld. Wo man eine Reliquie aufbehält, sagten sie, da schlägt der Donner nicht ein, da macht keine schwangere Frau eine Fehlgeburt und da kommt keine mit Schmerzen in Wochen. Reliquien öffnen in Gefängnissen Riegel und Schlösser, entdecken verborgene Schätze, verjagen den Teufel überall. Jeden, der eine Reliquie rechtmäßig, das ist, von Mönchen gekauft hat, der sie immer bei sich trägt und vorschriftmäßig küßt, sichert sie vor zeitlichem und ewigem Uebel. Er kann sündigen nach Lust und Belieben, wenn er nur in seinen drei letzten Lebenstagen, wovon ihm immer eine Erscheinung zu rechter Zeit Nachricht geben wird, Buße thut.

Hexenglauben und alle Grillen von Hexerei setzten Franziskaner und Kapuziner, wie uns deutsche katholische Schriftsteller von der ersten Klasse versichern, dem gemeinen Manne in den Kopf. Bei jeder Gelegenheit bestärkten sie diesen in seiner albernen Meinung, bezeichneten ihm dann alle seine Thüren im Hause und im Stall mit allerlei Charakteren; gaben ihm geschriebene, gedruckte, in Kupfer gestochene Amulette; versicherten, daß kein anderer Geistlicher oder Ordensmann das Geheimniß besitze, alle Anfechtungen des Teufels und böser Leute so kräftig abzuwenden, als die Kinder des heiligen Franz. So gingen dann diese geistlichen Marktschreier aus den Häusern der Belogenen und Betrogenen, mit reichlichem Almosen versehen, wieder fort; das Geld für die Messen, die zu gänzlicher Abwendung des

Uebels in ihrem Convent mußten gelesen werden, ward nachgeschickt. Der arme Landmann entzog sich oft den Unterhalt von einigen Tagen, damit er eine Plage vertreibe, die ihm nirgends drohte, als in seiner Einbildung, und von deren wesentlicher Gegenwart ihm Niemand Versicherung gab, als sein lügenhafter geistlicher Arzt.*)

So ward Aberglauben und Dummheit überall unter dem christkatholischen Volke verbreitet, und so wurden die Suppen der Franciskaner und Kapuziner fett. Mit einem Lucaszettel konnte Jeder sündigen, wo, wie und so viel er wollte. Mit der Reliquie irgend eines Heiligen, mit einem Stückchen Holz von der Bettsponde der lieben Mutter Got-

---

*) Ein wienerischer Schriftsteller und ein Mann von großem Wahrheitssinn und philosophischer Denkart sagt: „Lucaszettel, Reliquien und dergleichen Zeug riethen die Bettelmönche zumal in der Erntezeit dem ohnehin abergläubischen und von Gespenstern, Teufeln, Hexenschüssen und tausend bei Nacht herumschwärmenden Legionen böser Geister ganz verrückten Landleuten. Sie gaben vor, dies seyen die einzigen Mittel, den Kobold aus der Scheune und dem Keller, das weiße Männchen vom Acker, die feurige Kugel, die Hexen und Alraunen vom Leibe zu jagen, Feuer und Wassersnoth auszuweichen, und vorzüglich dem fürchterlichen Hexentanz zu entgehen, der schon so manchen Bauer mit sich in die Luft führte. Sie sagten, Breven, Amulette, Anastasienköpfe, Skapuliere und Lucaszettel bewahren vor Mißwachs, und jede Familie, die sie im Hause habe, vor der Verdammung; und durch alle diese Lügen beraubten sie selbst das arme Landvolk aller seiner Victualien, aller seiner Feldfrüchte, seines Korns und seines Mosts."

tes*), mit den heiligen drei Nägeln konnte Jeder sicher seyn vor allen Versuchungen des Teufels, er konnte allem Unheil trotzen und vollkommenen Ablaß von allen Sünden haben auf zwanzig Jahre und vierzig Tage.

So gewann Unsittlichkeit allenthalben einen breiten und festen Fuß. Unabläßig ward die Kraft der Breven, der Amulette, der Anastasienköpfe, der Skapuliere, der Lucaszettel und aller heiligen Alfanzereien dieser Art dem Bürger und dem Landmann vorgepredigt. Geistlicher Wucher ward unabläßig damit getrieben, und in dem festen Glauben an alle diese untrüglichen Verwahrungsmittel gegen alles zeitliche und ewige Unheil ward immer tapfer drauflosgesündigt.

Gesetze und die besten Absichten der Regenten wurden durch den Einfluß und die Ränke der Mönche und der übrigen hochwürdigen Geistlichkeit eben so zu allen Zeiten vereitelt, wie wir es leider eben jetzt noch in Deutschland sehen. Karl der Große hielt schon die Unwissenheit der Geistlichkeit für die Hauptquelle des Aberglaubens und suchte sie zu vertilgen. Aber die Päpste fühlten, wie sehr sie durch die Dummheit der Völker gewonnen, darum waren sie immer die Erzfeinde und Erbfeinde aller Aufklärung, und

*) In der berühmten Reise durch den bayerischen Kreis wird versichert, daß noch in diesem Jahre 1784 in dem bayerischen Kloster Andechs Knochen von beinahe einer halben Million Heiligen zu haben seyen, und zumal eine ganz vortreffliche Reliquie, Milchtropfen aus der Brust der lieben Mutter Gottes.

was die Päpste wollten, das genehmigten am Ende doch immer auch die bestgesinnten Regenten. Unter der ganzen furchtbaren Armee des Klerus war Niemand so brauchbar für die Päpste, wie die Bettelmönche. Niemand konnte besser, als sie, Unruhen unter dem Volk erregen und stillen; Niemand kam so weit und breit herum; Niemand fand bei dem Pöbel solchen Beifall; Niemand war mit Leib und Seele und aller nöthigen Blutgier und Wuth den Päpsten so sehr ergeben. Mit Colonieen von diesen und allen andern Gattungen von Mönchen bevölkerten darum die Päpste alle Weltgegenden. Aus den Klöstern nahmen sie sodann die niedrigsten und wildesten Idioten weg und setzten sie der Kirche zu Bischöfen; gleichwie sie dann auf alle Fälle auch wieder versichert waren, Heere von Mönchen gegen die Bischöfe aufbringen zu können. So erwarben sich die Päpste eine allgemeine Herrschaft über die Denkart der Völker; so erhielten sie das Reich der Finsterniß in der menschlichen Seele; so entrissen sie allen christkatholischen Völkern alle Hülfsmittel zum gesunden Denken; und so wurden diese, wie Herr von Sonnenfels vortrefflich in seinen Anmerkungen über die Ankunft Papst Pius des Sechsten in Wien sagt, durch Unwissenheit vorbereitet, die Aussprüche Roms, von welcher Art sie seyn konnten, als göttliche Aussprüche zu verehren und gegen Jedermann zu vollziehen.

Der scharfsinnige Verfasser einer wienerischen sehr guten Schrift vom Klostergeiste hat sehr wohl eingesehen, daß man zwar den Mönchen die Erhaltung der alten Schriftsteller schuldig ist, aber daß sie deswegen doch selbst von jeher die größten Feinde und eifrigsten Widersacher aller Aufklärung waren. Eben aus der Unwissenheit der Fürsten, des

Adels, der Weltgeistlichen und des Volkes zogen sie ihre größten Vortheile; darum sträubten sie sich gegen die heilsamsten Anstalten zum Besten der geistlichen Wissenschaften und widersetzten sich der Ausbreitung aller Kenntnisse bei dem unlateinischen Bürger. Alle Mönche verschrieen bei dem dummen, frömmelnden Haufen alle guten Köpfe als verwegene Freigeister. Sie waren die einzigen Erzieher und erfüllten also gleich bei dem ersten Unterricht die besten Köpfe mit Aberglauben und Irrthum, bildeten sich dieselben zu künftigen mächtigen Anhängern und verstrickten sie in ihr Netz als ewige Candidaten der Dummheit. Durch die im sechszehnten Jahrhundert entstandene Gesellschaft der Jesuiten wurden zwar die Mönche bei den Großen verdrängt; der Stolz der Bettelmönche zumal verlor sich in etwas, als die Jesuiten sie von der Gewissensregierung der Könige und Fürsten und von allen Staatsgeschäften ausschlossen. Aber zur Wiedervergeltung bemeisterten sich die Bettelmönche der Bürger und der Bauern, und so verrückten diese heiligen Männer sammt und sonders Regierern und Regierten das Hirn.

Sklaven der Mönche waren immer Rebellen gegen die Vernunft und den Staat. Sie hatten keinen andern Glauben, als Mönchsglauben, und keine andern Begriffe von Lebenspflichten, als die Mönche selbst. Mönche waren von jeher zum Unterricht und zur Erziehung der Jugend ganz untauglich. Katholische Schriftsteller klagen, der Staat könne die Winkelschulen der Klosterleute nie recht übersehen, noch die Lieblingssätze der Klosterlehrer ganz ausmerzen, zumal da man sich in gewissen Orden zu gewissen Sätzen mit einem Eide verbindet, und solche, die anderswo

Philosophie, Kirchenrecht und Theologie studirt haben, da wieder von Neuem zu studiren zwingt.

Die Erziehung der ganzen bayerischen Nation übergab man zwar vor ganz kurzer Zeit wieder den Mönchen. Weltliche und weltgeistliche Professoren verloren ihre Aemter; und nun ist, nach einer vielversprechenden Morgenröthe, das Licht des Jahrhunderts für Bayern wieder ganz in den Händen lichtscheuer Mönche.*)

---

*) Ein großer und scharfsinniger Menschenbeobachter und Verfasser vier sehr berühmter Bücher, wie man sagt, des zweiten, dritten und vierten Theiles der Briefe über das Mönchswesen, der Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland, Faustin's, und der eben in Zürich herausgekommenen Reise durch den bayerischen Kreis, erklärt diese merkwürdige Erscheinung so: „Die bayerischen Prälaten," sagt er, „geben jährlich viertausend Gulden zum Unterhalt ihrer lehrenden Mönche, und weil dadurch der Landesherr jährlich vierzig tausend Gulden erspart, übergab man ihnen die Nationalerziehung."

Diesem allerdings wichtigen Grunde fügt dieser so ausgezeichnet geistreiche Verfasser in einer andern Stelle seiner Reise durch den bayerischen Kreis eine Anekdote bei, die, wenn sie wahr ist, Denjenigen sehr einleuchten wird, welche sich um das Pourquoi und Comment in der Geschichte der Menschen, der Höfe und der Welt bekümmern. „Der Prälat des reichen Benediktinerklosters Prisling," sagt er, „ist der Chef aller bayerischen Benediktiner, denen er durch seine intime Freundschaft mit einer mächtigen Baronesse wichtige Dienste leistet. Er lebt meistentheils in München, um die Angelegenheiten seines Ordens desto fertiger und nachdrücklicher besorgen zu können. Ihm haben es die bayerischen Mönche hauptsächlich

Man verzeihe es mir, daß ich ein kleines Vorurtheil gegen Mönchserziehung habe. Wie können Mönche irgend einem Menschen eine gute Erziehung geben, da sie selbst so übel erzogen sind, und da Nichts in der ganzen Welt auch nur an die Rohheit grenzt, mit welcher die bayerischen Herren Benediktiner, also doch unstreitig die gelehrtesten unter allen bayerischen Mönchen, die Zöglinge ihres Ordens bilden. Wenn man die Sündenbekenntnisse lies't, welche die Novizenbrüder dort in Kaiser Josephs Zeitalter ihrem geistlichen Zuchtmeister ablegen müssen, und wie sie dann dieser heilige Mann dafür abkanzelt, so vergißt man wahrlich, daß man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebt.[1])

Mit allem möglichen und gebührenden Respekt vor dem Pfaffenwinkel[2]) in Bayern möchte ich doch Thränen über

---

zu danken, daß sie das Schulwesen in ihre Hände bekommen haben. Er ist ein sechs Fuß hoher, außerordentlich robuster Mann, frohen Muths, mit kühn umherschauendem Adlerblick, ein munterer Gesellschafter, kurz, ein Hercules — im Klosterhabit."

[1]) In den Briefen aus dem Noviziate (die um das Jahr 1780 in Bayern geschrieben sind) wird erzählt, daß ein bayerischer Novizenmeister in den Benediktinerklöstern seiner Provinz den allgemeinen Ruhm hatte, er sey der ausgesuchteste und fähigste unter der ganzen Congregation des heiligen Benedikt, um vollkommene Religiosen zu bilden. Allgemein hielt man ihn für ganz Geist, ganz ächte Tugend, auch für sehr gutmüthig, und vorzüglich für einen großen Kenner des menschlichen Herzens.

die bayerische Jugend vergießen, die jetzt durch Männer erzogen werden soll, welche in solchen Zuchthäusern gebildet

---

Jene Sündenbekenntnisse abzuhören, trat dieser vortreffliche Mann in einem bayerischen Benediktiner-Kloster um acht Uhr früh in's Museum. Die heftig zugeschlagene Thür, der wüthige Gang, die gerunzelte Stirn verkündigten zwar keinen Engel des Friedens. Er, der Novizenprälat, stieg hochmüthig auf die Kanzel, und zugleich warfen sich die Novizenbrüder vor ihm auf die Kniee, setzten ihre Kapuzen auf und legten sich sodann der Länge nach auf die Erde.

Der Novizenmeister ließ sie liegen und hielt nun mit ihnen nachfolgende Katechisation.

Novizenmeister. Hier liegen die Knechte! Das ist erschrecklich, wie es dieses Jahr hergeht. Es ist ganz zum Davonlaufen. So hab' ich's mein Tage nicht gesehen. Das wären Novizen? Ja, daß Gott erbarme! ich weiß gar nicht mehr, was dieses Jahr die Klöster gethan haben. Dergleichen habe ich noch nie gehabt. Sie müssen blind gewesen seyn; das ist ja eine Waare, als wenn man den Galgen abgeräumt hätte. Na, was sagt Ihr?

Alle Novizenbrüder. Unsere Verbrechen!

Novizenmeister. Steht auf.

Erster Novizenbruder. Ich bekenne und gestehe dem allmächtigen Gott, der allseligen Jungfrau Maria, dem allerheiligsten Vater Benedikt und Ihnen, hochwürdiger Herr Magister, daß ich gestern während des Mittagessens nicht gut vorlas.

Novizenmeister. Habt Ihr ihn gehört gestern? Das war ein Gelehrter! Und was das für ein Lesen war! Wenn

sind; und am meisten über die armen Zöglinge in diesen Zuchthäusern selbst, die sich beugen müssen unter dieses blei-

---

ich nur nicht mehr zu Tische gehen müßte; denn ich kann ohnehin nicht ruhig essen. Der Spritzer verdirbt mir meinen ganzen Appetit. Und wenn ich corrigire, nein, das nützt Alles nichts; er lies't fort und würdigt mich nicht einmal mich anzusehen. Aber warte nur, Bürschchen, ich will dir deinen Kamm schon noch stutzen, du sollst mir noch anders werden. Hodie ad mensam bibet aquam. — Zweiter Bruder, was sagt Er?

Zweiter Novizenbruder. Ich bekenne und gestehe mein Verbrechen — daß ich heute in der Mette den unrechten Vers hersagte.

Novizenmeister. Weiß Er was, mit Ihm wird's bald ein Ende nehmen; für was ist Er denn in's Kloster gegangen? Er ist ein miserabler Musikant; vom Studiren Nichts zu sagen, da ist Er ein Esel, dergleichen die Erde nicht trägt. Er ist nirgendshin zu gebrauchen, ein lauterer Stockfisch! Ich rathe Ihm's, gehe Er, bevor Er mit Schand' und Spott verjagt wird; geh' Er, ich rathe Ihm's. Gibt Er mir nicht besser Acht und macht Er mir noch einmal Confusion in der Mette, so lasse ich Ihn einsperren bei Wasser und Brod, und dann jag' ich Ihn zum Teufel. Ad mensam sedebit humi. — Dritter Bruder, was sagt Er?

Dritter Bruder. Ich bekenne und gestehe mein Verbrechen — daß ich heute im Museum die Thür etwas laut zugemacht habe.

Novizenmeister. Er ist halt noch der alte Schliffel, der er in der Welt gewesen ist. Keine Modestie, um keinen Kreuzer. Zum Fressen und Saufen ist Er charmant zu gebrauchen, aber sonst nirgends zu Hause. Er geht ja immer

erne Joch, die ihre Tage hinbringen müssen unter der Stachelpeitsche solcher Dummheit, die niemals weder die Vor-

---

herum und schlägt die Thür auf und zu, wie ein besoffener Bauer, der aus dem Wirthshause geht. Ich glaube, Er habe die Novizenthür für eine Märzenkeller-Thür angesehen. Ich rathe Ihm, besser Acht zu geben, sonst werde ich Ihm eine andere Zeche machen. Hodie abstineat ab haustu vespertino. — Vierter Bruder, was sagt Er?

Vierter Novizenbruder. Ich bekenne und gestehe mein Verbrechen — daß ich mit der Lichtputze an den Leuchter stieß!

Novizenmeister. Warum? Er antworte.

Vierter Novizenbruder. Weil — weil —

Novizenmeister. Weil, weil — weil Er ein Lümmel ist. So mistfaul, daß er schon von Weitem stinkt. Aber wart', ich will Dich gewiß noch stupfen, daß Du gehen lernst. Ich möchte nur wissen, wie sich der Lümmel getraut, mit gutem Gewissen in ein Kloster zu gehen, welches doch ewig mit ihm betrogen ist. Aber da will ich schon helfen; es wird so lange nicht mehr dauern; ich könnte es in Ewigkeit nicht verantworten, wenn ich einen solchen Kerl zum Professe ließe. Hast du mich verstanden, Knopf? Ad mensam sedebit humi. — Nun, was wollen denn diese Knechte noch? — Geht, geht, macht mir keine neue Galle. Ist denn das nicht zum Krepiren? Immer die gleichen Stöcke und immer die alten Fehler. Aber ich sag' Euch's: Ultimato jam vos paterne adhortor, ut tandem veteri Adamo expulso novum induatis hominem!

2) Pfaffenwinkel nennt man in der bayerischen Sprache den südlichen Theil des Gouvernements von München, in welchem

theile der mäßigsten Freiheit genießen, noch die Seligkeit der Freundschaft, noch der Einsamkeit grenzenlose Vergnügungen.

Nicht ganz, oder wenigstens nicht allenthalben verdienen also die Benediktiner das Lob, das ihnen unsere protestantischen Stubengelehrten so oft und so reichlich geben. Ob sie gleich in Deutschland keine Wälder mehr ausstocken, keine wüsten Felder mehr anbauen, keine Haiden urbar machen, so sagt man doch überall, daß die Benediktiner mehr gelehrte Leute unter ihren Mitgliedern zählen, als sonst kein anderer Orden. Dies ist zumal von den französischen Benediktinern sehr wahr; und was den Fleiß in historischem Graben und Grübeln betrifft, auch von vielen deutschen dieses Ordens. Aber Erudition ist nicht Aufklärung, Professoren der Geschichtskunde sind deswegen noch nicht Geschichtschreiber, und äußerst pedantisch genaue Geschichtschreiber sind oft sehr erbärmliche Menschenkenner und noch erbärmlichere Philosophen. Alle alten Chroniken kann man auswendig wissen, alle Genealogieen kann man an den Fingern herzählen, alle Siegel der alten Zeit und alle Petschafte kann man kennen und dadurch Manches erläutern, was man bei der Geschichte braucht; und doch ist und bleibt ein deutscher Petschaftgelehrter noch immer ein erbärmlich kleines Licht in Vergleichung mit einem Robertson, oder Gibbon, oder Leisewitz.

---

man vierzehn Tage herumreisen und alle Mittage und Abende auf einer andern Prälatur oder Abtei speisen und schlafen kann.

Mönche von allen Farben mögen in Bayern beim freundschaftlichen Schmause zuweilen selbst ohne Scheu über die religiösen Schwänke lachen, die sie in den Morgenstunden dem getäuschten Volke vorpredigen. Dies hellt doch die tiefe Nacht der Barbarei nicht auf, welche durch Mönchserziehung und Mönchsgrundsätze nun wieder über Bayern kommen muß; und darum kann man ohne Schauer an dies Alles nicht denken, wenn man auch zugibt, daß wenigstens die vornehmsten und gelehrtesten Mönche, die Benediktiner, doch nie so gleißnerisch, nie so zanksüchtig, nie so herrschsüchtig waren, wie die Jesuiten, und niemals solche abenteuerliche Schwärmer, wie die Kapuziner.*)

Welche Seelsorger und Volkserzieher die Herren in Kapuzen sind, sah man auch bald, als die Bischöfe schon

---

*) Einige kleine Züge von Schwärmerei wird man doch ab und zu auch in solchen Klöstern der Herren Benediktiner gewahr, wo man sie nicht vermuthet. Das Benediktinerkloster Oberalteich hat einen solchen Ruf von Gelehrsamkeit, daß die Bayern sogar in ihrer Kraftsprache sagen, zu Sankt Emmeran und Oberalteich wachsen die Professoren auf dem Mist. Natürlicher Weise ist es auch daher gekommen, daß die bei Luther's Reformation in der Stadt Straubingen schon eingeführte Lutherische Lehre durch die Mönche aus Oberalteich wieder glücklich verjagt ward. Das Andenken dieses großen Sieges wird noch bis auf diesen Tag in der Kirche des gelehrten Klosters Oberalteich auf folgende Art erhalten. Die ganze Decke der obern Gallerie ist mit Vorstellungen von Siegen der Mönche über die Ketzer bemalt. Die Ketzer sind als Wölfe und Hunde mit Menschenköpfen vorgestellt; und damit man wisse, daß es

früh sich schämten, öffentlich mit dem Volke zu reden, und glaubten, dies sey eine Sache der Bettelmönche. So predigten dann diese, was sie predigen konnten, nämlich nichts als Aberglauben und Dummheit. Durch unmenschliche Begriffe, welche sie auf ihren Kanzeln dem Volke von andern Religionsverwandten beibrachten, haben sie die verderbliche Macht liebloser Vorurtheile fürchterlich verstärkt, und jeden Streit, bei dem die Religion mit in's Spiel gezogen werden konnte, ungewöhnlich verbittert. Wer, als sie und ihres Gleichen, kann auch dem einfältigen Landmann beibringen, es sey schlechterdings unmöglich, daß der Acker eines Lutheraners gedeihe, oder daß es Ketzern wohl gehe? *)

Ketzer sind, tragen sie alle dicke Halskragen, wie die protestantischen Geistlichen in Oberdeutschland. In der hintersten Kapelle sieht man von allen diesen Gemälden dasjenige, dessen Erfindung diesen gelehrten Mönchen die meiste Ehre macht, und ihren Sieg über Luther in der Stadt Straubingen ohne Widerrede verewigt. Der Hintergrund stellt sehr kennbar die Stadt Straubingen vor. Im Vorgrunde stehen einige Benediktinermönche mit Weihwasserwedeln, die dieses heilige Wasser sehr eifrig in die Luft sprengen. In der Luft reitet Doktor Luther im Galopp auf einem Schweine davon, hält unter dem Arm die Bibel, in einer Hand ein volles Glas und in der andern eine Bratwurst.

*) Als der Doktor Moore aus dem Canton Bern über die Grenze nach Frankreich ging, sah er eine Bude, in der man hölzerne Schuhe verkaufte. Er begab sich auch dahin und kam in's Gespräch mit einem französischen Bauer, der eben ein Paar hölzerne Schuhe für seine Frau gekauft hatte.

Abschaffung der Bettelmönche wäre also doch immer in jedem katholischen Lande der erste Schritt zur Aufklärung des Bürgers und des gemeinen Mannes. Eine gewisse Summe von Dummheit ist zwar überall in der Welt mehr und weniger im Umlauf; und wären auch, was ich gar nicht leugnen will, die dümmsten Völker überhaupt die glücklichsten, so habe ich doch, wie mir deucht, genug erwiesen, daß wenigstens Mönchsdummheit Völker nicht glücklich macht.

Ueberhaupt scheinen die meisten Orden und die meisten Klöster keiner Verbesserung fähig. Jede Epoche klösterlicher Vollkommenheit war immer kurz. Ohne ein ganz neues Erziehungssystem, das den alten Klostergeist aus allen Klöstern austriebe, ist und bleibt der Mönchsstand, wenn man sich nicht innerlich dazu berufen fühlt, eine schändliche Sklaverei. Schon jede junge und einer edlen Bildung fähige Seele muß mit Ekel sehen, daß keine Erziehung in der Welt schlechter ist, als Klostererziehung. Mit unsterblicher Kraft zeigt dies ein wienerischer Schriftsteller in seiner vortrefflichen Schrift vom Klostergeiste, und seine Worte haben gewirkt. Dem armen Jüngling im Noviziate, sagt er, fülle

---

Dieser Franzose sagte: Les Bernois sont bien à leur aise; Monsieur, pendant que nous autres François vivons très dûrement, et cependant les Bernois sont des Heretiques. Ein altes Weib, die, in einer Ecke sitzend, in ihrem Gebetbuche las, setzte hinzu: Voilà (indem sie ihre Brille abnahm und ihren Rosenkranz auf das Buch legte), voilà ce que je trouve incomprehensible.

man gleich anfangs den Kopf, anstatt des Wahren und Eigenthümlichen der evangelischen Vollkommenheit, mit leeren Ceremonien, prächtigen Kleinigkeiten, ungeprüften Wunderwerken, Lebensbeschreibungen nach ihrer Art frommer Männer, Legenden und Asceten. Alles Selbstdenken werde ihm verboten. Man leite ihn auf tausend irrige Begriffe, und die Unterwerfung des sich dawider sträubenden Verstandes fordere man von ihm als ein Opfer des blindesten Gehorsams. Man erhitze seine Einbildungskraft durch düstere und schwermüthige Faseleien. Allen Freuden des Lebens und den unschuldigsten Vergnügungen schließe man so lange den Zugang in seine Seele, bis sein Verstand eine Wüste ist und der Novize ein Schwärmer. Er geißele sich zwar, aber diese Geißelungen, diese rauhen Kleider, diese borstigen Nachtlager werden ihm ein Bedürfniß. Ohne Unlust könne er in der Folge sie kaum entbehren; denn ein gesunder und saftvoller Novize werde dadurch zu fleischlichen Lüsten gereizt, so wie auch die Fastenspeisen Begierden erwecken, die man dem Teufel zuschreibt. Die Philosophie der Klöster, die man ihm beibringt, sey ein barbarisches Nichts, ein Wortkram voll spitzfindiger Grübeleien ohne allen Verstand, ein wahres Gegengift alles Nachdenkens. Dies Alles sey dann die Vorbereitung zum Schulzank und zur Zanktheologie. Solche Theologie mache die Religion verächtlich. Durch Wortspiele und seichtes Hirngewebe verfechten die Professoren in Klöstern die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion und die Unsterblichkeit der Seele. Mit Albernheiten erweisen sie die Eigenschaften Gottes, den Ursprung des Bösen, die Bestimmung und die Pflichten des Menschen. Sie sagen, daß man die Ehre Gottes nur durch angehäufte Kirchenschätze und in den Kirchen ausgehängte Zierrathen

befördere. Sie stärken alle ihre Gegner durch ihre Schwäche. Sie verwerfen auch die besten Beweise zur Festsetzung der nothwendigsten Religionswahrheiten, sobald sie von einem Ketzer herrühren und nicht von einem Ordensbruder. Mit großem Eifer untersuchten diese Idioten, wie Gott das wisse, was er weiß, und sie nicht. Ihre Moral sey von aller Menschenkenntniß leer, eine bloße Casuistik, die Alles durch Autoritäten entscheidet. Solches Zeug verkaufe man in Klöstern für Seelenarznei, aber keiner dieser Aerzte denke auf Mittel, die mit der Natur der Seele übereinstimmen und den Menschen auf den Pfad der Tugend und der Rechtschaffenheit leiten. Sie kennen keine andere sittliche Vollkommenheit, als den Geruch der Heiligkeit, den man durch Nachtwachen erlange, durch Pein und Harm, Entzückungen und Erscheinungen, und jede Krankheit der Phantasie. Nun von solchen Dummköpfen werden alle Menschen verdammt, die anders denken, als sie; die Ketzer mit Jubel und Freudengeschrei, die Katholiken mit Thränen. Die heilige Schrift gebrauchen sie nur als Spielwerk und Tändelzeug, um fanatischen Gebräuchen und neuerfundenen Andachten ein göttliches Ansehen aus derselben zu erzwingen. In ihren Predigten ausgegossenen Schimpf und ausgegurgelte Schande halten sie für den Geist des Herrn, für brennenden, heiligen Eifer. Alle Rednerei der Klosterprediger sey nichts, als ein Gewebe von abenteuerlichen Geschichten und nie geschehenen Wunderwerken. Sie haben dabei nicht die Aussprüche des Heilandes, nicht die Besserung des Menschen im Auge, sondern nur ihre Heiligen, ihre Brüderschaften, ihre Gnadenbilder; und erhöhen dann diese mit ihrer gewöhnlichen Marktschreierei auf Kosten anderer Klöster, der ordentlichen Pfarrkirchen und zumal des Evangeliums.

Weil also das Wesentliche in der Religion den Mönchen ganz unbekannt ist; weil sie statt desselben das Volk blos mit den elendesten Tändeleien unterhalten, und auf Nichts sehen, als auf ihr Interesse; weil diese Volksverführer blos um Geld zu gewinnen, das Volk in seinem Aberglauben erhalten und bestärken, so ist Vertilgung der Möncherei allerdings zu wünschen. Seyn oder Nichtseyn ist hoffentlich nun bald nicht mehr die Frage. Kein aufgeklärter und der Sache kundiger Menschenfreund kann zweifeln, ob es edler sey, Mönche zu vertheidigen, oder der Stürme ihres Schicksals sich zu freuen und zu wünschen, daß Licht werde überall.

Kaiser Joseph sprach: es werde Licht; und das Licht wird kommen mit der Zeit. Seine ersten Strahlen haben die alte, lange Nacht verdrängt. Die Philosophen haben die Minister aufgeklärt und durch die Kniffe der Beichtväter oft dafür gebüßt. Nun sprechen Fürsten und Minister von Auswurzelung der Vorurtheile für das allgemeine Beste, von Aufklärung durch verbesserte Studien, von Belehrung der Geistlichkeit, von Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; und die Beichtväter müssen schweigen. Unter Josephs Zepter gewinnt die Vernunft überall Muth und Vertrauen, indeß der Monarch dummen Aberglauben zertritt, der Pfaffheit Uebermacht zerstört und mönchische Grundsätze aus seinen Staaten verbannt. Die Philosophen am Rheine und in Bayern haben schon vor Jahren das Mönchswesen entlarvt und die Schuppen weggenommen von christkatholischen Augen. Man hat sie dafür verfolgt und von ihren Stellen verjagt. Nun ernten Monarchen und Fürsten die Früchte des ausgestreu=

ten Samens. Aber wären die Jesuiten noch, was sie gewesen sind, so hätten sie durch ihren Muth, durch ihre List, durch ihre Kunstgriffe noch lange der Philosophie den Mund gestopft, noch lange die Minister erschreckt und die Fürsten entmannt, noch lange die Barbarei erhalten auf ihrem Throne. Jesuiten haben den Kelch vergiftet, aus dem Papst Ganganelli den Tod trank; aber durch den Arsenik, der diesem Märtyrer der Vernunft die Därme zerfraß, ward's auf eine kleine Weile etwas heller im Vatikan, und die Jesuiten verschwanden. Alles wird langsam reif, die schönsten Früchte fallen wieder ab und vergehen, wir wollen wünschen, daß alles Gute gedeihen möge in guter Zeit. Sind aber auch noch Exjesuiten furchtbar, droht auch Vernichtung nicht überall allen Janitscharen des heiligen Stuhls; soll deutscher Muth fruchtlos vorleuchten den Nationen; sollen Kaiser Josephs Versuche allein glänzen in den Jahrbüchern der Vernunft: o so gebe Gott dann doch den Mönchen bessere Erzieher; oder man nehme ihnen wenigstens das Recht, auf der Kanzel und im Beichtstuhl Dummheit zu verbreiten.

Durch Aufklärung wird man immer menschlicher. Aber würden auch noch manches Menschenalter hindurch alle Bemühungen der Vernunft immer noch vereitelt durch Dummköpfe und Schurken, denen gewöhnlich Nichts so sehr am Herzen liegt, als daß immer Alles beim Alten bleibe; soll auch unser philosophisches Jahrhundert bis an sein Ende gebrandmarkt werden durch dumme Streiche, die man noch überall macht *), so wollen wir uns wenigstens des Guten

*) Ein schreckhaftes Verzeichniß dieser Streiche findet man zum Lachen und Weinen erzählt im Faustin, einem Roman, auf den

freuen, das wir haben und sehen. Ungestümer Ketzerhaß wird doch in der österreichischen Monarchie bald ganz ohne Wirkung brennen. Ohne Wirkung schreit man dort schon jetzt Zeter über den katholischen Christen, der irgend ein Buch eines Protestanten in die Hand nimmt, Zeter über den Waghals, der keine Reliquien kauft; und Zeter über den Fürsten, der Ketzer duldet. Fürchterliche Dunkelheit mag dann immer noch über einigen Provinzen von Deutschland hängen; die Würgengel des heiligen Dominiks mögen dann immer noch in dem abergläubigen Spanien ihr Hosianna auf Blutgerüsten singen, und die flammende Pechfackel unter Hallelujah und Psalmen in den Scheiterhaufen stoßen, auf dem sie dem Herrn einen armen Juden verbrennen; überall wird doch Mönchsunsinn immer weniger Glauben finden, wenn auch noch mancher Olavides die Vergrößerungsgläser auf ihren Nasen gewahr werden wird und das schwarze Cannibalenblut in ihren Adern. Aber eben die Mönche, die einmal Päpste und Kaiser gottselig vergiftet und Könige ermordet und unzählige Menschen zum süßen Wohlgeruch in's Feuer geworfen habe, können in gemäßigter und nöthiger Anzahl noch lange bleiben, was sie sind, wenn sie sich selbst nur immer sagen, wer sich nicht fürchten macht, ist sicher.

Philosophie und Menschheit werden nie ohne Freudenthränen sich erinnern, was im letzten Viertel des achtzehn-

---

die deutsche Literatur stolz seyn kann, weil er so viel Witz und Laune, so viel Vernunft und Wahrheit enthält, als der allerbeste englische oder französische Roman.

ten Jahrhunderts zur Rettung von verjährter Seelensklaverei, zur Vertilgung geheiligter Mißbräuche und zur Emporhebung der Vernunft gegen angebetete Volksverführer in Wien geschah. Als Frankreich Europa unterjochen wollte, und dann aus Mönchswuth in Ministerköpfen durch die unvernünftigste aller Verfolgungen zum Besten seiner Feinde eines großen Theiles seiner Unterthanen, seines Reichthums, seiner Fabriken und seines Handels sich beraubte; in dem barbarischen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten war die katholische Welt bei Allem, was Ludwig auch gegen Rom wagte, noch in ihrer Kindheit. Nun lebt in Wien kein Mann von Verstaud, dem der Geist der Zeit nicht mehr Geist gibt, als alle Minister des großen Ludwigs hatten.

So hebt ein einziger aufgeklärter und muthiger Monarch sein Jahrhundert über alle Jahrhunderte empor. Joseph hat in seinen Staaten in wenigen Monaten mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philosophen Deutschlands seit dem Kaiser Leopold. Dieses Licht ist nicht Aufklärung, sagen zwar die Herren im Tribunal. Aber die Herren im Tribunal wollen Wunder haben; und geschähen Wunder, so wären sie die ersten, die an diese Wunder nicht glaubten. Der Kaiser hat doch, was jene Herren nicht leugnen können, nicht da und dort ein Fünkchen Wahrheit ängstlich glimmen lassen, sondern die ganze brennende Fackel auf einmal aufgestellt. Auf einmal durchbrach in Wien ein Streben nach Wahrheit, ein Geist der prüfenden Vernunft jene alte dicke Nacht, welche dort die Gemüther niederhielt unter der Zuchtruthe elender Kahlköpfe. Sonst war bei den deutschen Protestanten und schon vor geraumer Zeit auch bei

vielen deutschen Katholiken unaussprechlich mehr Licht, als in Oesterreich; nun beschämen uns die Oesterreicher durch ihre Denkfreiheit, ihre Keckheit und ihren Muth; und dies Alles wirkte Kaiser Joseph, als er seinem Volke zu verstehen gab: ihr dürft lesen, was ihr wollt, und sagen, was ihr denkt.

Freiheit allein hebt ein Volk so hoch und so schnell. Wenn einst jeder Katholik in Deutschland sagen darf, was er will, und Protestanten schweigen müssen, so wird's überall Tag bei ihnen und Nacht bei uns. Was Kaiser Joseph that, das that er auch aus Freiheitsgefühl gegen Rom. So fürchterliche Blicke auch dieser Monarch sonst um sich her wirft, so schrecklich auch oft der Kampf seyn mag, den er kämpfen wird, so kann doch keiner größer, kühner, gefährlicher und glorreicher seyn, als der Kampf war, den er gegen die Vorurtheile und Irrthümer der Kirche wagte und gegen den Papst, von dem Petrarcha sagte: Er öffne den Himmel mit seinem Finger und regiere den Lauf der Sterne durch eine einzige Bewegung seiner Nachtmütze.

Kaiser Josephs Reformation macht alle fernere Religionsvereinigung überflüssig. Kein vernünftiger katholischer Geistlicher kann suchen uns unter dem Scheine der Duldung wieder in den Schooß seiner Kirche zu bringen. Warum sollte auch ein Fürst sich um Erhaltung seiner Unterthanen bei der römischen Kirche, oder um Zurückführung der Verirrten kümmern? Freund, du bist ein Verirrter, wenn du das thust und deinen Kaiser und Herrn mißkennst, der dir den Staar wegnahm von deinen Augen. Warum haben wir Protestanten uns verirrt, wie du wähnst? Weil wir

schon im sechzehnten Jahrhundert alle die Unvernunft verdammten, die jetzt Kaiser Joseph verdammt; weil wir damals schon eben die Denkart hatten, die jetzt in dem Angesichte von ganz Europa das unverdächtigste Zeugniß von der Aufklärung Oesterreichs ablegt. Was ist also dort zu erhalten, und dort zurückzuführen? Welcher vernünftige Katholik kann sich von seiner Kirche sondern wollen, da sie doch Kaiser Joseph von aller Unvernunft gereinigt hat? Von welchen Irrthümern soll man nun ferner uns Protestanten zurückführen? Sind wir nicht Eins geworden seit der großen Reformation im Jahre 1781? Darum, mein Lieber, höre du immer deine Messe in der Stephans-Kirche in Wien, und laß mich ruhig in Hannover in meine reformirte Kirche gehen, die keinen Thurm hat und keine Glocke. Im Grunde ist die Religion deines Herzens und meines Herzens einerlei. Also trennt uns nichts. Ewig sind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautende Urtheile katholischer, lutherischer und reformirter Kapuzen.

Dies sey genug über Möncherei und ihren Einfluß auf Menschen und Staaten; auch über Alles, was Einsamkeit gegen sich hat und wozu sie gut ist. Jeder wähle sich nun zwischen der Welt, die ihn lockt, und der Tugend, die ihn ruft. Frei und wahrhaft habe ich gesagt, was die Welt gibt; ich habe gezeigt, wie viel Gutes und Großes aus der Einsamkeit fließt, vom studirenden Jüngling bis zum büßenden Mönch.

Möchte doch Jeder an die schöne Seite der Einsamkeit glauben, wie ich daran glaube, ihre gute Seite lieben, wie

ich sie liebe. Möchte sie doch Jedem offen seyn, der fähig ist, sie zu genießen. Möchte doch Jeder, der dazu Lust hat, Ruhe finden, bevor er stirbt, unter einem geringen Strohdach; und sein Herz ein Herz, das Rosen pflanze auf sein Grab.

Es fällt schwer, in nicht sehr großen Städten auch nur mit Mäßigung einsam zu seyn, seine Freiheit zu behaupten, und da Zeit zu retten, wo Alles zu Schmauserei und Geselligkeit einladet und bittet. Umgang und Liebe müssen immer Menschen mit Menschen verbinden. Aber es ist doch traurig, daß die Leute glauben, man entsage aller Menschenfreundlichkeit, wenn man Zeitverlust und Unverdaulichkeit flieht. Kein Geschäftsmann kann ein Buch schreiben, wenn er sich nicht für einige Zeit aus dem gesellschaftlichen Leben wegbegibt. Er schreibt keine Zeile, wenn er jeden Abend auf den Clubb ginge, allen euren festlichen Gastereien beiwohnte, jeden Besuch annähme und jeden Besuch wiedergäbe. Wäre er auch krank, so müßte man ihn doch allein lassen; denn es ist möglich, daß ihn seine Krankheit am Denken nicht hindert, daß ihm nur vor dem Geschäftszwange graut; aber daß Arbeit, die er liebt, ihn am besten tröstet und zerstreut. Gute Seelen, denen sonst nie etwas Arges träumt, kommen darum oft schrecklich in Harnisch, wenn man in Krankheiten ihnen merken läßt, daß man niemals erträglich sich befindet, als wenn man allein ist, daß man nie Langeweile hat, als in Gesellschaft, und daß man erst alsdann auflebt, wenn alle Menschen umher glauben, man sey todt. Ach, diesen Zustand versteht manche gute Seele nicht; und darum klagen dann solche Seelen, links und rechts, über unverzeihliche Unhöflichkeit, über Unterlassungssünden gegen

alle Sitten und Gebräuche. Sie sind scharfsichtig genug, Alles in der Welt zu errathen und nur das nie: daß es einem vernünftigen Manne einfallen könne, ein Buch zu schreiben.

Solche Klagen unterblieben, wenn man nur bedächte, daß man nothwendig den Menschen allein lassen muß, der sich doch gern zuweilen ein wenig Zeit zu irgend einem großen Zwecke stiehlt; und daß ein Schriftsteller, der in diesem Monat allen Schnack flieht, in dem andern Monat selbst gern schnacket.

Gegen die gewöhnliche Flachheit des Lebens muß man freilich nicht sündigen, wenn man mit heiler Haut durch die Welt kommen will. Aber wenn du auch gar nichts aus solchen Sünden machst, schrieb mir einst eine geliebte Freundin, so schaden doch zu viel Abneigung gegen Höflichkeitsregeln und Weltthorheiten, zu viel Zärtlichkeit des Geschmacks, zu viel Bedürfnisse für Geist und Herz, zu große Empfindlichkeit, zu weites Hinaussehen unserm Glücke und unserer Ruhe, denn sie machen den See brausen und Wellen schlagen, der still und eben bleiben muß, damit sich sein Wasser nicht trübe. Du mußt die Lebenden nicht beleidigen, um nur mit Todten zu leben. Langeweile und Trübsinn sind auch aus dem Umgange verscheucht, alle Nebel entfliehen, heitere Tage und Liebe und Ruhe werden dich auf deiner ganzen Lebensbahn begleiten, du bist glücklich und machst glücklich, wenn du duldend bist und gesellig, und immer Liebe gibst um Liebe.

Allerdings hat darum der Trieb zur Einsamkeit eben so wohl einer Leitung der Vernunft nöthig, als der Trieb zur Gesellschaft; und es ist zumal für den Mann in Ge=

schäften, für den Patrioten und den thätigen Weisen immer eine größere Kunst und ein größeres Verdienst, wenn er auch eine gemischte Gesellschaft erträgt, sich darin Achtung erwirbt, und sie nach seinen Grundsätzen lenkt und verbessert.

Liebe muß man suchen bei allen Menschen; nur vor keinem den Nacken beugen, und edel und frei die Welt verlassen können, ohne sie zu fliehen. Wir müssen darum mit Würde gesellig seyn, um Niemand zu beleidigen; so viel Gutes aus der Welt holen, als sie gibt und so viel Gutes in der Welt thun, als wir können. Aber dann müssen wir auch die Kraft haben, abseit zu gehn, um Gott und der Weisheit ein stilles Opfer zu bringen; und so werden wir uns immer aus Geschmack und Neigung in die Einsamkeit begeben und niemals aus übler Laune.

F. M. J. Rehse Archiv und Museum f. Zeitgeschichte München

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Elftes Capitel.

Seite

Vortheile der Einsamkeit für das Herz (Fortsetzung) . . . 7

Zwölftes Capitel.

Uebersicht des Ganzen. Reflexionen über Mystik und Möncherei. Beschluß 72

GOTTER UZ ENGEL GERSTEKB GESSN GOCKING HAGED GLEIM
WIELAND GELLERT LESSING SEUME PFEFFEL
SALIS KLEIST KOSEGARTEN MATTHISSON LANGB MUSAUS

Karl Krausbart
Buchbinderei
Straßlach
Keltenstr. 9, Tel. 08170/321

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg,

Ueber die Einsamkeit

Bd.: 5

Hildburghausen [u.a.] 1843

P.o.germ. 2031 l-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129028-0